

Die „Volkswacht“ erscheint wöchentlich 4 Mal und ist durch die Expedition, Neue Waisenstraße 6/8, und durch Postbestellung zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 2.50, von Wochens 20 Pf. Durch die Post bezogen M. 2.50, frei ins Haus M. 2.99, wo keine Post am Orte M. 3.84.

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Abbestellungsgeld: beträgt für die einjährige Abbestellung 10 Mark, für die halbjährige 5 Mark, für die vierteljährliche 2 Mark 50 Pf. Abbestellungstermin: 15. März. Abbestellungstermin: 15. März. Abbestellungstermin: 15. März.

Telephon Redaktion 3141.

Organ für die werktätige Bevölkerung.

Telephon Expedition 1206.

Nr. 35.

Dienstag, den 11. Februar 1908.

19. Jahrgang.

Das wahre Rom.

In der römischen Kurie herrscht freudige, angeregte Geschäftigkeit. Man kann wieder einmal seinem ältesten und liebsten Gange nachleben. Man hat ein neues Zwangsgebot über die Geister gelegt, man hat neue „verderbliche Irrtümer“ entdeckt und verflucht nur über die zum Verbrennen nötigen Ketzer. Die Kleinen, die Schlichteren, die Abhängigen haben sich nach leiserem Murren geduckt, die Rom so teure Friedhofsstille lagert auf der heiligen Kirche. Und die Wenigen, die den Mut bewahren, die standhaft ihren Manneswert, die Ehrlichkeit ihrer Überzeugung gegen die Engherzigkeit verteidigen? Sie gerade bieten zum schönsten Feste die gern gezeigte Gelegenheit. Was wäre die Majestät der Unerschlichkeit ohne Scheiterbänke, auf denen sie glorieux hervorleucht, ohne Kommunikation, in denen sie stehend ihre Gewalt über die Seele ausdrückt? Schon wird Loisy herbeigeschleppt, der Führer der französischen Modernisten — er hat über die Engherzigkeit ein vernichtendes Urteil öffentlich gefällt. Und in Deutschland muß der Münchener Professor der katholischen Dogmengeschichte, Dr. Schnitzer, auf den Holzstoß. Er hat's gewagt! Er hat wirklich den Mut gefunden, Worte der Wahrheit zu reden, wie sie Rom seit den Tagen Döllingers aus dem Munde eines katholischen Theologen in Deutschland nicht vernommen hat. Die römischen Prälaten schnauben Rache. Das erste, was der Vatikan allemal anwendet, irrende Schäflein zurechtzuweisen, hat er hier schon versucht: die wirtschaftliche Maßregelung. Den Hörern der Theologie wurde, bei Verlust des Anspruchs, zu Priestern getweicht zu werden, verboten, die Vorlesungen Schnitzers zu besuchen. Man kreibt ihm die Schüler ab und drückt zugleich mit dem ganzen Einfluß der klerikalen Partei auf die Regierung, um auch eine staatliche Maßregelung zu erpressen. Der Nuntius selbst leitet die Angelegenheit. Und ihr feierlich-fröhliches Ende wird die Exkommunikation sein.

Wird Schnitzer — energischer als Ehrhardt — durchhalten? Fast möchte man meinen, es gäbe für ihn kein Zurück mehr. Aber gleichviel, was noch kommen mag, wenn man ihm die Daumen schrauben erst recht jetzt auflegt: Was der Münchener Theologieprofessor über Rom und Roms Haß gegen die Wissenschaft in dem in der „Internationalen Wochenschrift“ veröffentlichten Artikel schreibt, bleibt als Zeugnis der Wahrheit aus dem Munde des kompetentesten Zeugen allen mit dem Alerikalismus ringenden unterworfen. Man gedenke des Angriffs, den der Katholikentag gegen die Freiheit der Wissenschaft eröffnet hat. Hier tritt ihnen der Kundige, ein wirklicher Vertreter der katholischen Wissenschaft entgegen. Was sagt der Münchener Theolog? „Die Verdammung des Modernismus kommt nur dort überraschen“, bemerkt er mit deutlichem Spott, „wo man das rurale Rom nicht kannte, nicht kennen wollte. Nicht bloß optimistisch gestimmte Katholiken vom Schlage Schells, auch viele Protestanten malen sich gern ein Ideal-Rom aus, das sie als Träger erhabener Kulturmission und als unbezwinglichen Hort echt christlicher Religiosität und Nächstenliebe mit schwärmerischen Worten lobpreisen. Und dann stoßen sie mit einemmal auf das Rom der Engherzigkeit und sind dann tief unglücklich, weil dieses Rom ganz anders aussieht, als das Rom ihrer Träume und ihrer Gelehrtenstube! Und doch ist das Rom der Engherzigkeit das wahre Rom.“

ner Kulturmission und als unbezwinglichen Hort echt christlicher Religiosität und Nächstenliebe mit schwärmerischen Worten lobpreisen. Und dann stoßen sie mit einemmal auf das Rom der Engherzigkeit und sind dann tief unglücklich, weil dieses Rom ganz anders aussieht, als das Rom ihrer Träume und ihrer Gelehrtenstube! Und doch ist das Rom der Engherzigkeit das wahre Rom.“

Die Herrschaft der römischen Prälaten, so führt der Lehrer der Dogmengeschichte weiter aus, hat auch den Episkopat unterworfen. „Theoretisch die Nachfolger der Apostel, sind sie in Wirklichkeit heute nur noch Verwaltungsorgane der Kurie.“ Denn die lehrende Kirche ist heute Rom, nur Rom. Und wiederum entspringt es der römischen Herrschaft, wenn die Kurie an der mittelalterlichen Philosophie, an der Scholastik festhält. Aristotelische Philosophie, auf der Thomas von Aquino ruht, und die Bibel bilden den unveräußerlichen Glaubensschatz der Kirche, und da der römische Katholizismus seiner Lehre nach die einzige wahre Religion ist, so wird jeder Vorstoß wider ihn und den Thomismus zugleich ein Aktentat gegen die Religion selbst. Deshalb behelkt Pius X., daß alle Theologen, die sich aus den Schranken der mittelalterlichen Philosophie befreien wollen, unnahehaftig vom Lehramt entfernt werden, von den Weihen ausgeschlossen sein sollen. Muß nun aber der Theologe dieser Lehre slavisch anhängen, so kann alle theologische Wissenschaft nur ein Tradieren sein, ein Nachsprechen, ein Wiederholen, und ein katholischer Schriftsteller, der Kapuziner Gonzalvus a Reeth, kann sich rühmen, daß nichts in seinem Puche aus dem eigenen Geiste geschöpft ist.

Und jetzt wirft Schnitzer die Frage auf, die in der Debatte im Abgeordnetenhaus den Drehpunkt der Diskussion bildete: Wie diese von der Kurie vorgeschriebene Lehrmethode mit den Forderungen der Wissenschaft und ihren Pflichten, den Unversitäten, vereinbar sei: „Die Unversität will forschen und forschen lehren. Die Kirche will nur überliefern, wiederholen.“ Die theologischen Lehranstalten in Deutschland, so legt Schnitzer dar, sind eingegliedert in den Organismus der Unversitäten und können sich deshalb dem wissenschaftlichen Arbeitsbetriebe ihrer Schwesteranstalten nicht entziehen. Auch sie sollen Forschungsstätten sein, auch sie leiten in Seminarien zu selbständigem Forschen an. „Nichts illustriert nun aber die instinktive Abneigung, die in streng kirchlichen Kreisen wider das moderne Unversitätswesen herrscht, besser, als die systematische Feindseligkeit, mit der sie gerade diese Unversitäts-Seminarien verfolgt.“

Je mehr die Unversitäten Heimstätten der historischen Forschung werden, um so verdächtiger werden sie Rom. Die römischen Prälaten tun alles, um die theologischen Fakultäten niederzuhalten. Man fürchtet sich vor tüchtigen Forschern, man begünstigt unterhöhlen unfähige Elemente. „Daher die Freude am Niedergang der Fakultäten, die durch die elendesten Lehrkräfte jahrzehntelang in der himmelstreichendsten Weise kompromittiert werden dürfen, ohne daß

die kirchlichen Behörden auch nur einen Finger rühren; dieselben Behörden, die sofort auf dem Plane sind, wenn es einen neuen Gedanken mit Mitteln zu erschlagen gilt.“

Man sieht also, der Alerikalismus vertritt nicht einmal die theologische Fakultät, und man soll ihm die Unversitäten ausliefern! Und wozu braucht auch Rom die theologischen Fakultäten? Es hat sie in den romanischen Ländern längst abgeschafft, erzieht auch in Deutschland und Oesterreich den größten Teil des priesterlichen Nachwuchses auf bischöflichen Seminarien. „Die Beschaffung des für die Seminarerziehung nötigen Prosektormaterials bereitet, sagt Schnitzer, der Kirche keinerlei Sorge.“ Zum Trabieren ist jeder Pfarrer, ist der jüngste Kaplan gut genug, und schließlich kann man ihn ja, um das Defizit zu wahren, „zu Rom mit dem unerlölichen akademischen Aufspatz versehen lassen.“ So vernichtet Schnitzer die Legende von dem wissenschaftsireundlichen Katholizismus. Und auch die andere Legende, die von den großen Kulturverdienten Roms in der Vergangenheit erzählt, versteht er mit einem ironischen Fragezeichen. Er will die Größe dieser in längst vergangenen Tagen erworbenen Verdienste nicht leugnen — allein er sagt:

„Über die Liebe Roms zu den Wissenschaften und Unversitäten war doch keine ganz selbstlose und platonische. Es förderte die Wissenschaften und Hochschulen mächtig, so lange diese ihm dienten, und als wäلتige Räder die Schleppe trugen. Es nahm aber sofort eine veränderte Stellung zu ihnen ein, als sie sich seiner Bevormundung zu entziehen und auf eigenen Füßen zu stehen versuchten. Noch heute sind Rom die verschiedenen Fächer an sich ganz gleichgültig, und nur dann willkommen, wenn sie seinen Zwecken und Interessen entgegenkommen. Gelehrte, die „zum Schulgebrauch“ zur größeren Ehre der Kurie schreiben, dürfen der tatkräftigen Erkenntlichkeit des heiligen Stuhles stets gewärtig sein. Männer, die zu unerwünschten Ergebnissen zu gelangen unvorsichtig genug sind, erwarten der vollen Unwille Roms. Zu herrschen gewohnt, glaubt Rom auch die Ergebnisse der Forschung erzwingen und den Gelehrten allen Ernstes zuzumuten zu können, nur ihm Liebes, Gutes und Angenehmes herauszubringen und auszusprechen. Es wähnt, die Wissenschaftskommandanten zu hüpfen, wie die Rauchfahnen. Für wissenschaftliche Ueberzeugungstreue geht ihm vollends jedes Verständnis ab.“

Von ihrem Standpunkt aus kann die römische Kirche ein inneres Verhältnis zur Wissenschaft überhaupt nicht haben. Ihrer Lehre gemäß vom heiligen Geist geführt und erleuchtet, erstrebt sie sich ja ohnehin längst des Vollbesitzes der göttlichen Wahrheit. Sie wehrt daher von vornherein alles Bessere, ist über allen Irrtum erhaben und von menschlicher Wissenschaft und Gelehrsamkeit so wenig abhängig, daß sie, sie allein, den Maßstab und Maßstab aller Wissenschaft abgibt und den Wahrheitsgehalt aller, nicht etwa nur der theologischen, sondern sogar der profanen Forschung nach der Uebereinstimmung mit ihren Lehren bestimmt. Der Gelehrte mag forschen jahrzehntelang;

Jack.

Roman von Alphonse Daudet. Einzige autorisierte Uebersetzung.

56.) (Nachdruck verboten.)
Alle Welt wollte ihn sehen; denn dies eingebildete Glück des ehemaligen Großschmiedes war eine von den Legenden des Götterverdes, und seit seiner Abreise hatte mancher junge Geselle seine Schritte bis auf den Grund untersucht, um zu sehen, ob sich die Note, die berühmte Millionennote, dort nicht zufällig vorfand.
Mittem in diesem bewundernswürdigen, den sein theatralisches Kostüm noch mehr begeherte, schritt der Sanger mit erhobener Stimme einher, sprach laut, lachte stark und warf ein „Guten Tag, Vater Dingebel! Guten Tag Mutter Soundso!“ in die von Frauengestalten belebten Gassen, in die Schenken, in die Gartchen, welche diesen Teil von Inbret anfüllten, wo sich noch dazu die verschiedensten Gausterer einmischten und ihre Waren in freier Luft ausstrahlen: Blumen, Schuhe, Hüte, Galstücker, diese wandernde Belastung, die man in der Umgegend von Bagern, Kasernen, Fabriken findet.
Beim Durchschreiten dieses Kramers glaubte Jack ein bekanntes Gesicht zu sehen, ein Lächeln, das die Gruppen zertheilte, um bis zu ihm zu gelangen. Aber das war nur ein Bild, eine von der wechselnden Flut sogleich fortgerissene Erscheinung, denn die Menge war in vollem Zuge, sich in der großen Arbeiterstadt zu verteilen, sich bis zum anderen Flußufer zu verbreiten in lange, beladene, rührige, zahlreiche Wagen, wie wenn ein Heer sich zum Aufbruch rüstete.
Der Abend senkte sich auf diese Geschäftigkeit eines aufgedröhnten Amiensaufens hinab. Die Sonne ging unter. Der Wind wurde stiller und bewegte die Pappeln wie Palmen. Es war ein großartiges Schauspiel, wie die arbeitame Insel auch ihrerseits zur Ruhe gelangte und der Natur auf eine Nacht zurückgegeben wurde. Je mehr der Abend sich zerstreute, um so höher wurde das grüne Laub zwischen den Hallen sichtbar. Man hörte, wie die Flut die Ufer peitschte, und die Schwalben, welche mit ihrem Kreischen das Wasser streiften, wirkten um die großen auf dem Kat aufgabelten Dampfkeffel.
Koubies Haus war das erste in einer langen Reihe neuer, kaiserlicher Gebäude in einer breiten Straße hinter dem Schloß. Eine blutjunge Frau stand auf der Schwelle der Tür, zu welcher einige Stufen führten, und lächelte mit gesenktem Haupt einem Burschen der sich an die Wand lehnte und sehr lechhaft sprach. Jack hielt sie anfangs für Koubies Tochter, wie er hörte, wie der alte Faktor zu dem Sanger sagte:

„Schau, da ist meine Frau, die ihrem Neffen gerade eine Strafpredigt hält.“
Das Kind erinnerte sich, daß Labastindre ihm unterwegs erzählt, sein Bruder habe sich vor einigen Jahren zum zweiten Male verheiratet. Die Frau war jung, recht hübsch, groß und geschmeidig, mit einem Ausdruck der Milde auf dem Gesicht und einem Einwas von Schwäche, von Hingebung, jener begünstigten Haltung, welche gewissen Frauen die Beschwerlichkeit eines zu starken Haarwuchses verleiht. Abwehrend von der bretonischen Mode, war sie baarhäutig, und ihr leichter Rock, ihr kleines, schwarzes Schürzchen ließen sie einer Beamtenfrau, nicht einer Bäuerin gleichen.
„Nun? Findest Du sie hübsch?“ fragte Koubie und stieß seinen Bruder, mit dem er einige Schritte bevor stehen geblieben, mit dem Ellbogen an, ganz strahlend vor Stolz.
„Mein Kompliment, Leichter, sie ist seit ihrer Heirat noch schöner geworden.“
Die anderen plauderten weiter, so vertieft in ihre Unterhaltung, daß sie nichts sahen, nichts hörten.
Darauf intonierte der Sanger, indem er seinen spanischen Hut mit einer breithörnigen Handbewegung lästete, auf offener Straße mit hallender Stimme:
„Sei mir gegrüßt, du reine Galle.“
„Nur her man ahnt die Gegenwart.“
„Ach, lieber Onkel“, sagte der, welchen sie den Kantefer nannten, und drehte sich um.
Eine Minute der Ergötzungen und Umarmungen. Man stellte den Lehrling vor, welchen der Kantefer mit verächtlicher Miene musterte, Frau Koubie aber freundlich anredete:
„Ich hoffe, daß Sie sich bei uns wohl fühlen werden, mein Kind.“
Sie traten ein.
Hinter dem nicht tiefen Hause war in einem kleinen, vertrockneten, verengten Garten, der mit Hülsenfrüchten und Blumen, die in Samen schossen, gefüllt war, der Tisch gedeckt. Andere, ganz gleiche, nur durch Gitterwerk von einander getrennte Gärten erstreckten sich längs eines Rebennetzes der Straße, der mit aufgehängten Linnen, trocknenden Reben und im Köfen befindlicher Hanse eingezaht war und den Reichtum all dieser Arbeiterwohnungen fortspülte.
„Und Benade?“ fragte Labastindre, als er sich in der Laube an den Tisch setzte.
„Wir müssen immer die Suppe essen“, erinnerte Koubie, sie wird gleich kommen. Sie ist auf Lagerlohn im Schloßel So, ja, sie ist eine berühmte Köchin geworden.“
„Sie arbeitet bei dem Affen?“ schrie Labastindre, dem sein Empfang noch immer auf dem Herzen lagerte. Das muß ein Vergnügen sein! Sie ist köchler, so unangenehm.“

Und er fing an, gegen den Direktor loszugehen, worin ihn der Kantefer unterstützte, der seinerseits auch gute Gründe hatte, um ihm zu Liebe zu wollen. Onkel und Nefse waren daher ganz geeignet, um sich über die Grenze hinweg zu verständigigen, welche den Handwerker vom Künstler trennt, denn sie hatten gerade genug Talent, um sich in ihrem Kreise zu isolieren, aber eine zu primitive Erziehung und Gewohnheiten und Neigungen, welche sie hinderten, darüber hinauszuschreiten. — Zwei europäische Messingen, — die gefährlichste, die unglücklichste aller Waffen mit ihrem neidischen Laß, ihrem ohnmächtigen Thymel.
„Nur tritt Euch. Er ist im Gegenteil ein ausgezeichneter Mann“, sagte Koubie zur Verteidigung seines geliebten Chefs. „Etwas streng betrefz der Mannszucht. Aber wenn man zweitaufend Arbeiter befehligt, ist das wohl nötig. Ohne das würde alles stoden. Nicht wahr, Clarissa?“
Er bemühte sich so bei jeder Gelegenheit an seine Frau, denn er hatte mit zwei tüchtigen Schwägern zu tun, und er selbst war nicht sehr berecht. Aber Clarissa beschäftigte sich mit ihrem Wittgessen, und man merkte ihr die Lustigkeit einer ganz versteinerten Person an, deren Hände langsam sind, deren Blick umherstreift, weil die abwesende Willenskraft von einem inneren Kampfe in Anspruch genommen ist.
Gleichwertweise erhielt Koubie Verstärkung und eine tüchtige Verstärkung. Benade trat soeben ein, eine kleine, bide Krugel, und füllte sich sofort, ganz rot, ganz atemlos, in den lebhaftesten Streit. Sie war nicht hübsch. Plump, unterseht, von vierhüftiger Taille, gleich sie ihrem Vater. Die bide, welche, diademartige Laube von Gueraube, der kurz geschnittene, wie die Köfen durch einen Wust befestigte Rock, der kleine, sehr tief am die Schultern gedrückte Schal verstärkte diese plumpe, massive Haltung. Sie machte in der Tat den Eindruck eines Schwankes. Aber in den bidehten Augenbrauen des wackeren Mädchens, in dem bidehtigen Schritt ihres Rumpfes erkannte man ebensoviele Energie, Mut, Willenskraft, wie sich Beharrlichkeit und Eingebung auf dem Gesicht ihrer Stiefmutter verriet.
Ohne sich Zeit zu nehmen, um die große Schere, die wie ein Säbel an ihrer Taille hing, über den Laß ihrer Schwärze der mit Stednadeln und eingeseibelten Nadeln gepolstert war und ihre müde Brust wie ein Panzer umgab, borchte loszubinden, setzte sie sich neben Jack und rühte sofort in den Krieg. Die Verdammtheit des Sangers in des Bekümmers Köfen ihr keine Kurat ein. Das sie zu sagen hatte, sagte sie mit dem schiltigen Ton einer wackeren Frau, gerade heraus, einfach; aber wenn sie zu ihrem Vater sprach, fand ihr Blick und ihre Stimme Ausdrücke des Hornes.

der römische Monarche entschaltet, so wenig er von der Sache verstehen mag. Und das mit Recht: Denn der Geschichtswissenschaft ist ja nur zu ermitteln, was Wahrheit ist; der Monarche stellt fest, was kirchlich ist. Die Gelehrten, wie überhaupt die Priester und Gläubigen, sind und bleiben, so alt sie auch sein mögen, die einseitigen Schächel, die des geistlichen Hirten, die unumwundenen Kinder, die der römischen Gängelung niemals entzogen können.

Politische Uebersicht.

Zur Krankenkassen-Gesetz in Chemnitz. Von den gegenwärtig wegen Erpressung eingekerkerten Schubert und Rabe und deren Hintermännern war behauptet worden, daß der Vorstand der Gemeinnützigen Ortskrankenkasse in Chemnitz unrecht von den Wählern in den Kassen Beiträge erhoben habe. Nach hiesiger Wähler, zum Beispiel die „Schlesische Zeitung“, die „Breslauer Zeitung“ und ihr Widerpart, die katholischen „Nachrichten“, stehen dabei durchblicken, daß sich der „sozialdemokratische“ Vorstand bereichert habe. Die Staatsanwaltschaft nahm sich der Sache an. Sie verhängte sich bis nach der Vertreterwahl. Am Tage nach der Wahl machte der Erste Staatsanwalt bekannt, daß die Erörterungen schon längst abgeschlossen seien, daß nur noch ein Verfahren gegen einen früheren Beamten schwebt, nicht aber gegen die Leitung der Kasse. Am Donnerstag wurde nun gegen den vom Kassenvorstand wegen grober Pflichtverletzung entlassenen früheren Bevollmächtigten Friedemann vor dem Schöffengericht verhandelt. Er stand unter der Anklage des Betrugs. Die Verhandlung ergab, daß Friedemann, der gewöhnt war, selbstherrlich aufzutreten, eine die Wählerbeiträge betreffende Entscheidung des städtischen Versicherungsamtes nicht an den Vorstehenden abgegeben, ihn auch vom Inhalt nicht in Kenntnis gesetzt hatte. Er hatte vielmehr angeordnet, daß diejenigen Arbeitgeber, die sich weigerten, keine Wählerbeiträge zu bezahlen hätten, daß es aber bei den anderen bleibe wie bisher. Daraus resultiert die bekannte zweifelhafte Einhebung der Wählerbeiträge, für die man den Vorstand verantwortlich gemacht und dem man unzulässige Motive untergeschoben hatte. Der Angeklagte ist im Jahre 1893 bei der Kasse als Kopist eingetreten und im folgenden Jahre von dem damaligen Vorstehenden, dem heutigen nationalliberalen Langhans-Abgeordneten Langhammer, als Bevollmächtigter eingestellt worden. Der Amtsanwalt — also der öffentliche Ankläger — wurde dem Angeklagten zum Verteidiger; er bemerkte, daß F. weder das Recht noch die Pflicht gehabt habe, eine Milderung herbeizuführen. Inwieweit der Vorstehende und der Kassierer verantwortlich zu machen seien, werde die Zukunft erweisen. Das Gericht sprachte aber F. für schuldig und verurteilte ihn zu 200 Mark Geldstrafe.

Wir werden darauf achten, welches bürgerliche Blatt seine gegen den „sozialdemokratischen“ Vorstand erhobenen Vorwürfe zurücknimmt, machen aber die Genossen besonders auf vorstehendes aufmerksam, wenn sie in die Lage kommen sollten, dem bekannten Schwindel entgegenzutreten zu müssen.

Die übrigen die bürgerliche Presse ihre Lügen fortsetzt, beweist dieser Ausschnitt aus der „Schles. Ztg.“

Der frühere Bevollmächtigte der Chemnitzer Ortskrankenkasse „Genosse“ Friedemann, wurde wegen Schädigung des Vermögens der wahlberechtigten Mitglieder der Kasse vom Schöffengericht zu 200 Mk. Geldstrafe oder 40 Tagen Gefängnis verurteilt. Friedemann hatte die wissenschaftlich falsche Behauptung aufgestellt, die Wählerbeiträge während des Wochenbettes Beiträge zahlen.

Aus dem Verhandlungsbericht geht aber folgendes hervor: „Rundlich wurde Friedemann, der 64 Jahre alt und noch nicht kraftlos ist, über die Stellung vernommen, die er in der Kasse bekleidet hat. 1893 trat er bei der Kasse als Kopist ein, bald darauf wurde er Expedient und am 1. April 1894 machte ihm der damalige Vorstehende, Fabrikant Langhammer, die Mitteilung, daß er von nun an Bevollmächtigter der Kasse sei. Als solcher habe er rundlich 2000 Mk. gegen 2400 Mark Gehalt gehabt.

Als Friedemann eingestellt wurde, gab es noch keinen sozialdemokratischen Vorstand, als er befördert wurde, geschah das durch den nationalliberalen Abgeordneten Langhammer und zum „Genossen“ ernannt ihn jetzt die bürgerliche Presse. Mit dem späteren sozialdemokratischen Vorstände bekam dieser Friedemann nur insofern zu tun, als ihn dieser wegen seiner Betrügereien entlassen hat.

Besonders große militärische Verletzungen hat, wie die „Mil.-pol. Korrespondenz“ hört, für diesen und den nächsten Monat, den Beginn der eigentlichen selbständigen Ausbildungsperiode, zu erwarten. Ueber dreißig Generale werden in den Ruhestand treten. Das wird einen bösen Wagnis für die Steuerzahler lohnen — der mit Hilfe des Freimars aus den Taschen geholt wird.

Staatliche Notstandsarbeiten. Die „Berliner Korrespondenz“ meldet:

Im Hinblick auf den mit der sinkenden Konjunktur, wenn auch bisher nur in mäßiger Ausdehnung, eingetretenen Rückgang des Arbeitsangebots wird der Minister der öffentlichen Arbeiten die Beschränkung der allgemeinen Bauverwaltung, im Bedarfsfälle auf die Schaffung von Arbeitsgelegenheiten durch die Staatsverwaltung, in Betracht kommen lassen als Notstandsarbeiten. Die Arbeiten sollen nicht dazu führen, daß andere Betriebe, namentlich der Landwirtschaft, die Arbeiter entzogen werden. Eine Erweiterung ausländischer Arbeiter für solche außerordentliche Arbeiten soll, damit die Arbeitslosigkeit vollständig den einheimischen Beschäftigten Arbeitern gemacht kommt, vermieden werden. Dies gilt nicht nur für die Arbeiten der Eisenbahnen der Eisenindustrie, sondern auch für Notstandsarbeiten.

Damit vergleiche man die schädliche Haltung des Freimars in Berlin. Nichts wird vom preussischen Minister verlangt.

Ueber den Stand der Reichsfinanz-Reform sind kürzlich Nachrichten verbreitet worden, die den Tatsachen angeblüh nicht entsprechen. Wie die „Berl. N. Nachr.“ erfahren, hat eine Besprechung zwischen dem Reichskanzler und den Parteiführern, an der auch der Reichschatzsekretär noch teilnahm, allerdings stattgefunden; aber diese bezog sich ausschließlich auf die Erneuerung der Jückerkonvention, nicht aber auf Reichsfinanzfragen. Es ist daher noch keineswegs beschlossen, die Finanzreform auf den Herbst zu verlegen. Ebenfalls liegt ein Beschlus vor, nach dem die Deckung für die Deamentbefolgungsvorlage aus Anleihen entnommen werden sollen. Erst nach Ernennung des Nachfolgers des Freiherrn von Stengel, die auch der Gegenstand der Verhandlungen zwischen dem Reichskanzler und dem Finanzministerium der Bundesstaaten gegenwärtig bildet, werden über die Reichsfinanzfragen endgültige Entschlüsse gefasst werden.

Die Absicht, in dem gemeldeten Sinne zu verfahren, wird also gar nicht bestritten, es wird auf die durch den Abgang des Reichschatzsekretärs entstandene Unterbrechung der organisierten Arbeiter hingewiesen.

Das preussische Dreiklassenparlament erledigte am Sonntag in langer und langweiliger Sitzung den Etat der Provinzverwaltung. Jeder Abgeordnete wählte sich für seinen Wahlkreis und die Kommune Wiederwahl, eine neue Waise, eine Platzregulierung, eine Entlohnung oder dergleichen. Interessant ist, daß die Weichsel nicht realisiert werden kann, weil der russische Nachbarstaat kein annehmbares Geld für die Befolgung der Kosakenmordbanden ausgibt. Die Bäcker verurteilen wieder einmal, den Warenhändlern mit der Wirtin der Baulogge zu Liebe zu gehen, und demüthigten sie als feue gefährlich. Es ließ sich indessen leicht nachweisen, daß die Schulen und die Theater und vor allem die Kirchen mindestens dieselbe Katastrophenschicksal brandbeschrieben. Am Montag stehen die Etats der Zentralgenossenschaftskasse und der Erhaltung der Tagesabteilung.

Das liberale Gesetz betreffend die Arbeitskammern. Die „Freisinnige Zeitung“ führt den größten Teil ihrer Spalten, die der „Wahlrechtsbewegung“ gewidmet sind, mit wütendem Beschimpfen gegen Paris, v. Gerlach und Brechtel aus. Besonders Brechtel hat es ihm durch die Rede gegen den Wahl, die er am letzten Donnerstag in Stuttgart hielt, angetan und mit Wohlbehagen gütete sie aus einer Kritik des Stuttgarter volksparteilichen „Beobachter“ die folgende geistliche Stelle:

„In seiner ganzen Rede verkündete er es, liberale Fortschritte zu umgehen oder sie zu verschweigen. So sagt er von der doch nur durch die Blockpolitik erreichten Novelle zur Gewerbeordnung und von dem liberalen Gesetz betreffend die Arbeitskammern, kein Wort. Im Laufe seiner Rede behauptete er, daß er den Weg zur Höhe nicht einschlägt habe, wohl aber kennt er offenbar den besten und kürzesten Weg zur Sozialdemokratie.“

Das die seit Jahren ausstehende und trotzdem bis zur Jubaltlosigkeit düstere Novelle zur Gewerbeordnung eine Frucht der Blockpolitik sei, mag Unvorsichtigkeit behaupten und Naivität glücken. Für alle Zeit zu weilt zu werden, verdient aber das Wort vom liberalen Gesetz betr. die Arbeitskammern.“

Wies der arbeitslose Volksgesetz wird hier von sozialpolitischen Verständlichkeit als liberal gewertet. Ein Gesetz, das von der Hand der Arbeiterorganisation diktiert ist, und die Stimme der Arbeiterschaft schimmer als durch das Dreiklassenwahlrecht verflücht, wird als freisinnige Ermannschaft gerühmt.

Wir haben bisher die Unlust des Herrn v. Pöhlmann-Hollweg dem Freisinn nicht auf das Konto geschrieben. Da er aber selber für sich reklamiert, werden wir künftig nur mehr von diesem acht liberalen Gesetz gegen die Arbeiterorganisation reden.

Auf hinterpommersche Zustände weist eine der „Preuss. Korrespondenz“ entsprechende Mitteilung ein großes Licht. In einem Orte ist das Dach des erst 1898 erbauten Schulhauses so schlecht, daß die Kinder der Handboden haushoch mit Schnee bedeckt war. Die Getreidevorräte des Lehrers sind verborben. Durch ein Entschließen der Lehrer selbst den Schnee. Jetzt hat er aber den Schulvorstand erreicht, dafür Sorge zu tragen. Der geistliche Schulinspektor, dem es anstehend nicht möglich ist, eine Verbesserung des Daches herbeizuführen, läßt aber den Lehrer weiter für verantwortlich, die Meinung zu bewerkstelligen. Ebenfalls herrscht seit alten Zeiten die Unruhe, daß nun heilige Kinder aus der Lehrer verdrängen darf. Der Pastor erkundigt nicht, um durch sein Ausbleiben die Mutter als große Sündlerin zu bestrafen. Aber die kirchlichen Gebühren muß sie ohne jeden Abgang entrichten. Erst ein Hinweis des Lehrers, daß durch solche Maßnahmen das Ansehen des Lehrerstandes gefährdet würde, brachte den Pastor — nach Umfragen bei Amtsbrüdern — so weit, daß er nunmehr auch menschliche Schritte berechtigt. — In Mecklenburg herrscht Hunger und Plage.

Die Reichstagsabgeordneten Dr. Neumann-Hofer und Dr. Vothhoff, welche bekanntlich der Freisinnigen Vereinigung bisher nur als Gesandten angetreten, wollen nunmehr der Fraktion als ordentliche Mitglieder beitreten. In einem Schreiben an den Vorsitzenden der Fraktion, den Abg. Schröder, bitten sie, mit Rücksicht auf die gegenwärtige schwierige Lage des Liberalismus“ sich der Fraktion als Mitglieder anzuschließen zu dürfen. — Die Reichsliberalen fürchten sich sehr vor diesem „Nugra“.

„Andere Rücksichten“ sind mächtiger als das Christentum. In einer Rede mit der „Allg. Volkstz.“ antwortet die von Christentum triebende „Deutsche Tageszeitung“ auf den Vorwurf, daß Abgeordneter Dildenberg im Reichstoge sich offen als Duellhänger bekannt und damit die Grundzüge des Christentums verletzt habe:

„Das der Zweikampf den Geboten des Christentums und den Gesetzen widerspricht, ist richtig. Wenn aber christlich empfindende und durchaus loyale Bürger gegebenenfalls sich zum Zweikampf entschließen zu sollen glauben, so muß doch ein gewisser, innerer Zwang vorhanden sein, der mächtiger ist, als andere Rücksichten.“

Das ist unsere Junter über das Christentum immer hinweglegen, wenn es mit ihren wahren Staatsmännern und egoistischen Interessen kollidiert, ist ja bekannt, wichtig ist nur, daß sie es selbst sagen.

Zur Mildeberung der Arbeitslosigkeit legte die Rixdorfer Stadtverwaltung eine gewisse Dotation ein. Der Bürgermeister verspricht, nach Qualifikation Banten, die für später in Aussicht genommen waren, bald beginnen zu lassen und Gedärben möglichst in eigener Regie anzuführen.

Die Stadtverordneten in Dresden beschließen, das Kultusministerium um Bewilligung des religiösen Memorien-Artikels und um Herabsetzung der Religionsstunden in den evangelischen Volksschulen zu ersuchen. Sie können dagegen den sozialdemokratischen Antrag auf Aufhebung des Religions-Unterrichts abweisen.

Einige Getreue. Aus Rügen wird die nachstehende Resolution mitgeteilt: „Die heute im großen Saale des Rathhauses zu Rügen tagende, vom Rügenischer Wahlverein der Liberalen einberufene, hat beinahe öffentliche Volksversammlung fordert mit allem Nachdruck die Herabsetzung des Reichstagswahlrechts auf Pragen unter Berücksichtigung einer gerechten Wahlkreis-Einteilung und ohne Rücksicht auf die Blockpolitik. Sie beantragt die gleichzeitige Forderung der liberalen Fraktionen im Landtag und Reichstag auf Abschaffung. Sie billigt schärflos das selbstherrliche Vorgehen der Herren v. Gerlach, Dr. Barth, Dr. Brechtel und Träger.“

Nach zu viel Fortschritt. Die oldenburgische Regierung erwidert die beantragte Einsparung des Freimarswahlrechts für unannehmbar.

Auseinandergetriebene Schächel. Wie die „Wändener Allg. Ztg.“ erzählt, hat sich das vor Jahresfrist in Wändener gebildete Reformkomitee deutscher Katholiken infolge Unterbrechung kirchlicher Strafmassregeln aufgelöst.

Eine habilitische Erstwahl. Bei der Landtagswahl in Schouheim wurde Kies (natl.) mit 2015 Stimmen gewählt. Schwab (D. h. Landw. u. Zentr.) erhielt 2228 Stimmen.

Kunst fürs Volk. Der Hamburger Senat ersuchte die V. R. G. e. s. h. a. f. um die Genehmigung, daß für die Veranstaltung der Aufführung klassischer Dramen für Schüler drei Jahre je 2500 Mk. Unterstüzung und zur Veranstaltung von Volksvorstellungen eine Beihilfe von 7000 Mark bewährt werde.

Ein Soldatenschnitzer. Am 7. September vorigen Jahres hatte der Oberfabrikantmeister Oskar Sellmann in einer Schmelze in Hünfeld, wo das 2. Chevaulegerregiment, dem Hellmann angehört, im Quartier lag, mit einigen Völkschmieden die Pferde zu verklären. Bei dieser Gelegenheit schimpfte er die Soldaten „Dumme, verreckte“, „Schweinehund“, „Sauerkraut“. Dann schlug er die Soldaten mit der Hand auf Mund und Kopf, zog die Soldaten an der Nase und am Ohr in die Höhe und schimpfte die Leute, daß ihnen das Wasser aus den Augen lief. Das Kriegsgericht sprach den Herrn „Stellvertreter Gottes“ — freilich erst das Oberkriegsgericht beurteilte ihn wegen Mißhandlung von Untergebenen in vier Fällen und wegen Verletzung in zwei Fällen zu 14 Tagen Mittelarrest.

Ein Franco für Preußen gewünscht. In einer konservativen Versammlung in Rottbus hat jüngst der Reichstagsabgeordnete des Wahlkreises Rottbus-Spremburg, der Junker v. Driesen, seinem Herzen Luft gemacht über die Freundschaft der Arbeiterschaft, gleiches Wahlrecht, und die Unverschämtheit der Arbeitslosen, Arbeitsgelegenheit zu fordern. Der Herr hat geäußert, daß er sich in dieser seiner Klassenangelegenheiten keinen Zwang aufzuerlegen braucht und aus seinem Herzen keine Mordgrube macht. Er sagte:

„Unruhe, Benachteiligung und Arbeitslose haben demonstriert und das freie, geheime Wahlrecht verlangt; mögen sie lieber aufs Land gehen und arbeiten, aber dazu ist die Gesellschaft zu feil. In großen Versammlungen haben die Arbeitslosen Forderungen gestellt, daß der Staat Banten in Angriff nehmen und Löhne nach den gewerkschaftlichen Forderungen bezahlen solle. Solche Forderungen stellt die Deinde, ich kann sie nicht anders nennen. Sie ist selbst schuld an der Arbeitslosigkeit. Ich habe mit ruhigen und auch nichtkonserватiven Leuten über die Demonstrationen gesprochen und sie sagten: Es wäre doch besser, wenn mit scharfen Patronen geschossen würde, und wenn auch Blut geflossen wäre, wir hätten uns doch wenigstens Ruhe verschafft.“

Die „Volkstimme“ in Rottbus teilte mit, daß die Driesenschen Schimpfereien durch unsere Genossen aller Wähler des Wahlkreises zugunächst gemacht werden. Das scheint dem Herrn aber nicht ganz recht zu sein, denn er hat in der bürgerlichen Presse eine Verächtigung losgelassen, in der er zwar seine Beschimpfungen der Wahlrechtsdemonstranten und der Arbeitslosen nicht bestritt, aber sich doch dagegen verwahrt, daß er Schnajst nach einer Strafschlichterei unter dem Protektariat habe. Er will festhalten, daß die ihm in den Mund gelegte Verhöhnung: „es wäre doch besser, wenn mit scharfen Patronen geschossen würde, und wenn auch Blut geflossen wäre, wir hätten uns doch wenigstens Ruhe verschafft“, selbstverständlich von ihm nicht getan worden ist. Ich habe nur mein Bedauern darüber ausgedrückt, daß nicht bei früheren Anlässen von Anfang an härter gegen solche verdammungswürdigen Strafdemonstrationen vorgegangen sei, um sie im Keime zu ersticken und allen Beteiligten die Lust zur Wiederholung zu nehmen. Dadurch würde der Wiederkehr derartiger Vorgänge wirksam vorgebeugt worden sein, die unermesslich zu Blutverergüssen führen und tausende von Freigeistlichen ins Unglück stürzen müßten, während die Anstifter im Wintergrunde belieben.“

Der Herr v. Driesen scheint zu fürchten, daß nicht alle Wähler des Kreises Rottbus-Spremburg denselben Geschmack haben mögen, wie seine Mitjunker. Und ohne eine Majorität der Wähler gibt's dummerweise unter dem verdamnten Reichstagswahlrecht kein Mandat. Dabei die nachträgliche Reue. Herr v. Driesen hat natürlich nicht die Unverschämtheit, Behauptung — er hat ja die von ihm bestrittene Wendung nicht als seine eigene Meinung ausdrücklich bestritten. Aber er sagt auch nicht die ganze Wahrheit, nämlich daß er die Worte als die anderer ruhiger Leute zitiert hat und daß er sich nicht gegen diese Meinung ausgesprochen hat. Er darf sich danach nicht wundern, wenn die Öffentlichkeit anerkant, daß die Meinung der „ruhigen Leute“ auch die des Herrn v. Driesen ist. Unsere Junker sind ja im allgemeinen nicht so ämperlich, dem Protektariat einen Aderlaß nicht zu gönnen. Nur sind sie nicht immer so offenherzig, wie es der Junker v. Driesen zu Rottbus gewesen ist.

Ausland.

Erfolgreicher Königsmord.

Am Tage nach dem Attentat von Lisbon war die ganze liberale Presse eilig in der Ueberzeugung, daß eine so unerhörte Tat, wie diese, „nur der Reaktion nützen könne. Derselben Meinung war auch die ungeschminkt-reaktionäre Presse, sie hätte am liebsten die Ereignisse von Portugal zum Maßstab genommen, den weissen Schreden in ganz Europa zu etablieren. Nun ist es aber ganz anders geworden, die portugiesische Revolution hat einen höchst vorchristlichen Sieg genommen und ganz unerwartete Erfolge erzielt. Das geschieht die „Post“ offen ein; dieses Hauptorgan der deutschen Scharfmacher jammert:

„Als wir unter dem Eindruck des furchtbaren Verbrechens in Lisbon am Beginn dieser Woche schrieben, die Mörder hätten mit ihrer Schredensstat nur den Thron Portugals und wahrscheinlich auch die Stellung des Diktators Franco gesiegt, konnten wir nicht ahnen, daß die Haltung des jungen Königs so ganz und gar allen dynastischen Ueberlieferungen widersprechen würde, wie sich dies überraschenderweise leider im Laufe dieser Woche herausgestellt hat.“

Ein so absolutes Zurückweichen der königlichen Gewalt vor den brutalen Drohungen blutiger Schredensmänner, wie es sich jetzt in Portugal vollzogen hat, steht geradezu beispiellos in der neueren Geschichte da.

Das anschließend der Ermordung eines Königs und dessen Nachfolgers eine Amnestie für politische Verbrecher, darunter höchst gefährliche Meuterer von Kriegsschiffen, erfolgt, ist einfaß unermesslich und heißt geradezu eine Prämie auf den Königsmord setzen. Das infolge einer solchen Schredensstat die Beschränkung der Pressefreiheit aufgehoben wird, daß der König freiwillig das Verbrechen gibt, niemals auf die Diktatur zurückzugreifen, daß der König, obgleich er von seinem Vater eine große Schuldenlast mit übernehmen muß, die erfahrungsgemäß für die selbst zu beschließenden Ansprüche des Königs von Portugal viel zu niedrige ist, diese Ansprüche wieder bezahlen will, und daß er sie sich sogar ausdrücklich jedes Jahr von neuem wieder durch das Parlament bewilligen lassen will, das alles ist keine Politik der „Versöhnung“, sondern eine Politik kampflösen Preisgebens wohlberechtigter königlicher Rechte.“

Wenn die „Post“ dann die Befürchtung ausspricht, daß die Sozialdemokratie sich unter dem Eindruck der Lisboner Ereignisse zum Ständen an die „Zweckmäßigkeit der Propaganda bei La“ befehlen könnte, so ist das freilich Unfug und perfide Ueberhöhung. Die „Post“ weiß genau, daß dem König nicht

Die Umwälzung des Eigentums.

Wenn unsere Gegner gegen die Tatsache, daß die Sozialdemokratie allein die Interessen der großen Volksmasse beschützt, nichts mehr vorzubringen wissen, so spielen sie den großen Trumpf aus, die Sozialdemokratie wolle das Eigentum aufheben, während doch Eigentum, Privateigentum für die Menschen notwendig sei, um leben zu können und deshalb als ein Naturrecht, als eine göttliche Einräumung, als eine Grundlage jeder Gesellschaftsordnung anerkannt werden müsse.

Nun hat jeder Unflin doch immer irgend eine Art Sinn, und das angeführte Gerücht hat diesen Sinn, daß allerdings jede Gesellschaft in irgend einer Gestalt Eigentum besitzen muß, d. h. über ein Stück Natur oder körperliche Welt, ein Stück der Erde verfügen muß, um leben zu können. Ein Naturrecht ist es wohl nicht zu nennen, da die Menschen diese Verfügungsgewalt der Natur, den Tieren und ihren Mitmenschen haben abringen müssen; inwiefern bildet es die notwendige Grundlage jedes gesellschaftlichen Zusammenlebens. Wie aber die besondere Form des Eigentums ist — ob gemeinsames oder Privateigentum — wird von den besonderen Bedingungen abhängen, unter denen die Menschen ihre Lebensmittel produzieren müssen. Hier entscheidet die Zweckmäßigkeit; die Regelung des Eigentums, also wie diese Verfügungsgewalt unter die Mitglieder einer Gesellschaft verteilt wird, muß davon abhängen, auf welche Weise am besten der Lebensunterhalt für alle gesichert wird. So lange Zusammenarbeiten die zweckmäßigste Arbeitsweise ist, wird Gemeineigentum herrschen müssen; wo getrennte Arbeit im Interesse der Produktion liegt, muß Privateigentum an Produktionsmitteln entstehen.

Wenn unsere Gegner mit diesem Vorwurf als mit einem großen Trumpf hervortreten, so müssen sie wohl glauben, damit viele Leute recht gruselig vor dem Sozialismus zu machen. Es muß also auch wohl irgend ein Grund für diesen Glauben da sein, sonst würden sie nicht immer aufs neue damit ihre Sache fördern wollen. Dieser Grund liegt in der Bedeutung, die das Privateigentum an Produktionsmitteln für den Kleinbetrieb hat.

Im Kleinbetrieb produziert jeder mit seinen Arbeitsmitteln Waren, die er verkauft, um dafür Waren zurückzukaufen, die er selbst braucht für seinen Konsum. Die Herstellung aller Produkte, welche die Gesellschaft braucht, findet auf diese Weise durch Privatarbeiten statt; die Arbeit ist getrennt. Dafür hat jeder umgekehrt auch ein Anrecht auf einen gerechten Teil des Gesamtprodukts, und er erwirbt sich diesen Teil durch den Austausch seiner eigenen Produkte gegen andere. Diese Regelung des Eigentums erfüllt also den Zweck, den Mitgliedern der Gesellschaft ihren Lebensunterhalt zu sichern; die gesellschaftliche Produktion geht ohne Schwierigkeiten von statten, und die Verteilung des Produkts unter den Produzenten findet auch automatisch statt durch die Gesetze des Austauschs selbst, so daß jeder seinen Anteil bekommt.

Mit der Entwicklung des Kapitalismus treten jedoch neue Verhältnisse, also auch neue Funktionen des Eigentums auf. Für den Besitzer der modernen großen Produktionsmittel ist sein Eigentum nicht mehr ein Mittel, um sich durch seine eigene Arbeit Lebensunterhalt zu verschaffen; es ist für ihn ein Mittel, aus der Arbeit anderer Mehrwert herauszuschlagen. Zuerst mag es scheinen, als ob dieser Mehrwert als Frucht, und deshalb als Lohn der Mühe und der Arbeit gelten dürfe, die der Kapitalist auf die Leitung und Verwaltung seines Geschäfts verwendet. Mit der Entwicklung des Kreditwesens und der Aktiengesellschaften verschwindet auch dieser Schein. In den Händen des modernen Geldkapitalisten oder Aktionärs er-

scheint das kapitalistische Eigentum in seiner nackten Gestalt, als Anspruch auf einen Teil des von der Arbeiterklasse geschaffenen Mehrwertes.

So ist das Privateigentum zu etwas ganz anderem geworden, als es früher war. War es früher ein Mittel, durch eigene Arbeit einen sicheren, sorgenfreien Lebensunterhalt zu finden, war der Eigentümer ein nützliches Mitglied einer Gesellschaft, so ist es jetzt für nutzlose Mitglieder der Gesellschaft ein Mittel geworden, sich die Früchte der Arbeit anderer anzueignen. Dies ist aber den Kleinbürgern und Kleinbauern — denn um diese Schichten handelt es sich bei der Denunziation unserer Eigentumsfeindschaft — nicht klar zum Bewußtsein gekommen; in ihrem Geiste lebt noch die alte Vorstellung von der früheren Funktion, die jetzt durch den neuen gesellschaftlichen Zustand zur Lüge geworden ist. Auf diese Lüge spekulieren nun die Demagogen, die den sogenannten „Eigentumsfanatismus“ zu ihren Zwecken ausnützen. Wenn man mit diesen kleinen Leuten über ihr Eigentum redet, so denken sie an ihre armselige Habe; Aufhebung des Privateigentums erscheint ihnen als ein Raub dieser kümmerlichen Reste, und deshalb lassen sie sich als Schutzwache gebrauchen für das Ausbreitungsrecht ihrer eigenen Ausbeutung. Demgegenüber ist es nötig, die verschiedene Bedeutung des heruntergekommenen Privateigentums und des kapitalistischen Großbesitzes klarzustellen, also zugleich den Unterschied zwischen dem Privateigentum, wie es ihnen erscheint, und dem Privateigentum, wie es ist.

Was bedeutet für den untergehenden Mittelstand der Privatbesitz der Produktionsmittel? Sicherlich ist ihnen eine auf eigener Arbeit beruhende Existenz? Teilweise beruht ihre Existenz auf der schrecklichsten Ausbeutung von Lehlungen; und dazu ist sie nicht einmal sicher. Die Konkurrenz des Großkapitals hat überall die gesicherte, ruhige Existenz des Kleinbürgertums zerstört; sogar in dem Detailhandel, wo sich die Ladenbesitzer am längsten einer verhältnismäßig ungefährdeten Position erfreut haben, ist durch die großen Warenhäuser das Großkapital eingedrungen. Was sich noch hält, steht doch immer dem drohenden Sturz ins Proletariat entgegen. Deshalb klammern sich die Kleinbetriebe mit um so größerer Kraft an ihr bishigen Eigentum; so schlecht ihre Lage vielfach ist, so erschauern ihnen die Abhängigkeit und Unfreiheit des Proletariats doch noch viel schlimmer. Aus dieser Gemütsverfassung entspringt ihr Eigentumsfanatismus; er ist das krankhafte Festklammern an den trügenden Schein einer längst verschwundenen Herrlichkeit, dem keine Wirklichkeit mehr entspricht.

Schlimmer noch ist es mit demjenigen Teil dieser Klassen, der selbst schon der Vormachtigkeit des Kapitals verfallen ist. Für sie ist das Privateigentum an Produktionsmitteln nicht nur keine Bürgschaft einer sicheren Existenz, sondern überhaupt nur Schein, eine bloße Form der Ausbeutung. Der Kleinbauer, der in Gestalt von Pacht- oder Hypothekenzins soviel von dem Ertrag seiner Arbeit abgeben muß, daß ihm nur der dürftigste Lebensunterhalt übrig bleibt, der kleine Handwerker, der auf der nämlichen Weise dem Kapitalisten verschuldet ist, kann nur in derselben Weise als Besitzer von Produktionsmitteln gelten, wie der Zimmergeselle, der seine eigenen Geräte besitzt. Sie sichern ihm nur die Möglichkeit, sich ausbeuten zu lassen. Oder noch schlimmer: da sie zugleich seine Freizügigkeit hemmen, sind sie geradezu Sklavensesseln, die ihm nicht einmal erlauben, für seine Ausbeutung eine günstigere Gelegenheit zu suchen.

Dies ist die wirkliche Funktion des Privateigentums in diesen Schichten. Wenn man aber über die Funktion des Privateigentums im allgemeinen redet, so meint man da-

mit nicht seine Funktion bei denen, die es nicht haben, sondern man geht zu denen, die es haben. Da erzählt man erst seine wirkliche Bedeutung. Für die wirklichen Besitzer der Produktionsmittel, die Großkapitalisten, spielt das Eigentum eine ganz andere Rolle. Wenn diese Leute einmal ihr Eigentum vorzeigen, was zeigen sie uns dann? Maschinen? Nein, sie sind Aktionäre dieser oder jener Fabrik, können also nicht einmal sagen: diese Maschine gehört mir, denn sie gehört allen Aktionären zusammen; sie können nicht einmal darüber verfügen, denn die Leitung des Geschäfts liegt in den Händen eines Ausschusses. Zeigen sie dann vielleicht Goldstücke, jene andere allgemeine Form des Kapitals? Nein, auch nicht, denn was sie an Gold besaßen, haben sie eben gegen Aktien, Staatsanleihe, Papiere und dergleichen umgetauscht. Sie zeigen uns einige Papiere; diese bilden ihr „Privateigentum“. Diese Papiere geben ihnen das Recht, von dem großen gesellschaftlichen Produkt in Gestalt von Zins, Dividende usw. einen Anteil — wieviel, wissen sie nicht einmal, sondern erfahren es erst aus dem Börsenblatt — zu fordern, ohne etwas dafür zu tun, ohne irgend eine nützliche oder andere Funktion zu erfüllen. Die ganze Gesellschaft produziert, ist in emsiger Arbeit damit beschäftigt, Produkte für die menschlichen Bedürfnisse herzubringen; Arbeiter räumen sich ab, Aufseher schimpfen, Maschinen drehen sich, Direktoren leiten die Geschäfte, Techniker experimentieren, alle sind auf mehr oder weniger nützliche Weise tätig, und als Frucht dieses Gesamtgeschäftens entstehen riesige Produktmassen. Aber wie eine Schar von Dampfern nehmen die „Besitzer der Produktionsmittel“, auf Grund ihrer schmerzigen Papiere, die große Masse des Produkts weg; sie brauchen nicht einmal — wie die alten Raubritter — irgend eine Kraft dafür aufzuwenden; sie brauchen nicht die Hände auszustrecken; es wird ihnen ehrenbietend nach Hause gebracht. Deshalb dieser Widerstand? Es ist die moderne Funktion des Privateigentums.

Diese widerstänige Vererbung der wirklichen Produzenten durch einen Haufen untätiger, völlig funktionsloser Parasiten aufzuheben, ist das Ziel und der Inhalt der sozialistischen Forderung, das Privateigentum an Produktionsmitteln aufzuheben. Deshalb hat diese Forderung nichts zu tun mit dem, was in ganz anderem Sinne und nur dem Schein nach Privateigentum an Produktionsmitteln ist. Eben weil der Bauer und der Kleinbürger kaum eine Ahnung hat von der Rolle, die das Privateigentum auf den Höhen der Gesellschaft spielt, wo es vorhanden ist, deshalb kann ihm der einfältige Gedanke kommen, es sei sein kleiner Feind damit gemeint. Die Ueberführung der großen Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum, die Enteignung der nutzlosen Parasiten, die jetzt den Löwenanteil an sich reißen, das ist das wirkliche Ziel unserer Bewegung; oder, wie das kommunistische Manifest schon vor sechzig Jahren ausführte: nicht die Abschaffung des Eigentums überhaupt, sondern die Abschaffung des bürgerlichen Eigentums (das heißt des Eigentums, das sich fremde Arbeit unterjocht), Verwandlung des Kapitals in gemeinschaftliches, allen Mitgliedern der Gesellschaft angehöriges Eigentum. Dies ist die neue Regelung der Eigentumsverhältnisse, die zu der jetzigen Entwicklung der Technik und der Großindustrie gehört, um auf solcher Grundlage jedem Mitgliede der Gesellschaft eine reiche und sorgenfreie Lebenshaltung zu verschaffen.

Fremdwörter-Erklärung: produzieren = herstellen; Produktionsmittel = Arbeitsmittel; Konsum = Verbrauch; automatisch = selbsttätig; Funktionen = Einrichtungen; experimentieren = Versuche anstellen; Dampfer = auslaufende Federmaus; Parasiten = Schmarozker; Demagoge = Volksverführer.

Abend des Sozialdemokratischen Vereins Breslau Montag, 10. Februar, Abends 8 Uhr in den Bezirkslokalen.

Stadt-Theater.

„Das Heilung.“

Die Maxheller'sche Geisteroper hatte ein großes Publikum in das Theater gezogen, wiederum ein Beweis, daß der alte Opernfundus noch immer eine gewisse Ausziehungskraft ausübt. Man muß klammern, mit wie kleinen und einfachen Mitteln Maxheller „Heilung“ heute würde man verschiedene neue Instrumente hierzu erfinden. Die Partitur des „Heilung“, stellenweise von außerordentlicher Lieblichkeit, ist rein von jeder mehrfachen Virtuosität, eine laubere und anständige Arbeit, die man mit einem gewissen historischen Gehagen genießt. Herr Schmiedel hatte die Oper liebevoll einstudiert und hielt sein Orchester in einer sehr anerkenntniswerten Deutung. Die Titelrolle wurde von Herrn Dopf sehr wirkungsvoll dargestellt; nur hier und da gab es einige altmodische Voten. Gesanglich hätte Herr Dopf hier etwas zurückhaltender, dort etwas großzügiger sein können; gegen Ende der Oper hatte der Künstler prächtige Momente in jeder Beziehung, namentlich in der Behandlung des schwierigen Dialogs. Nach Frau Decker, die zum ersten Male eine Sprechrolle hatte, fand sich recht gut mit diesem Stoffe der Oper ab. Gesanglich und schauspielerisch gab der Gatte, der wieder sehr sympathisch ausfiel, eine durchaus solide Leistung, die ein Engagement wünschenswert erscheinen ließ. Merkwürdigerweise regte sich nach der Arie im Walde keine Hand. Frau Kahl-Krieger war als Geisterkönigin gesanglich nicht immer auf der Höhe, darstellerisch konnte sie, wie stets, betriebligen. Die anderen Partien waren in den bewährten Händen des Herrn Reich und der Herren Siewert, Schauer und Martini. Die Chöre leisteten recht Gutes, die Regie stellte sehr ansprechende Bilder.

Bringen aus gibt und die zur Verlobung eines Milliardärschichters ausgelegte Million einheimen möchte. Es handelt sich also mehr um einen „Prinz-Schwiegerpapa“. Das Motiv, auf dem die sehr amüsante, stellenweise auch witzige Operette aufgebaut ist, hat nicht gerade den Reiz der Neuheit, auch wandelt die Musik von Lewin durchaus nicht in neuen Bahnen, und doch amüsiert man sich einen ganzen Abend hindurch ganz gut. Man würde sich wahrscheinlich noch wesentlich besser amüsieren, wenn der Regisseur nicht so sehr mit dem Kostümfest zeigte und ein flotteres Tempo einschlagen ließ. Bezüglich des Dialogs macht sich im dritten Akt der „Kastengeist“ auf der Bühne sehr bemerkbar. Im allgemeinen aber waltete ein recht glücklicher Stern über der Vorstellung und die äußere Aufmachung war die im Schauspielhaus gewohnte, das heißt geschmackvoll. Hier und dort wird im Chor eine straffe Rhythmität angebracht sein, bei den Solisten etwas mehr Nachgiebigkeit. Herr Resni war für Herrn Stammer, Herr Feiler für Herrn Resni eingetreten. Der erste Komiker machte sich als Operettenkomiker gar nicht unwohl, doch möchten wir ihm empfehlen, klüger nicht so stark ins Zeug zu geben, da ein forciertes Organ leicht weilt. Man mag mit Recht allgemein übermäßig, mit welcher Gewandtheit sich der Künstler in die sehr anspruchsvolle Gesangsrolle hineingefunden hatte. Herr Feiler war mit seiner flotten Komik und körperlichen Geschmeidigkeit sehr ergötlich. Ein häßliches Duett von den beiden genannten Herren sehr häßlich vorgetragen, hatte einen Sturm von Beifall zur Folge und mußte wiederholt werden. Von fastiger Komik war auch Herr Wörms, dessen Antrittslied schon laute Heiterkeit entlockte. Einen durchdringenden, hellen Tenor führte Herr Mayr ins Treffen, der musikalisch gleichfalls sehr sicher war. Einen Separatist hatte wiederum Herr Rantner, der mit einer ganz eigenartigen, unangenehmlichen Komik unwiderstehlich auf die Lausmänner zu wirken verstand. Starke Beifall errang ein häßliches Couplet, dessen Pointen nach der Feder unseres eingeborenen Poeten C. S. schmeckten. Die Damenrollen waren bei Frau Bötz, die sehr gut bei Stimme war und Hel Dorff in den besten Händen. Die Musik enthält eine Reihe von guten Schlagern, namentlich im zweiten Akt, ohne jedoch Anspruch auf große Popularität machen zu können. Die üblichen Walzerhyphen fehlen fast gänzlich, dafür ergießt der Komponist häufig mit einigen grandiosen Potpourrien viel Effekte und versteht auch aus der Reiberei angenehme Win-

langen herauszuschlagen. Ohne irgendwie originell instrumentiert zu haben, übertrifft der Autor hier mit einem ganzen Trompeteneinsatz, dort mit einigen häßlich vertonten Holzbläserbegleitungen. Gar nicht unwohl sind einige Galambes gelegt; sie verraten eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit in der Verwendung des Chors mit den Solisten. Das Publikum, das alle Klänge nicht gefüllt hatte, war in Gelächern und ließ sich verschiedene Nummern wiederholen. Herr Karno hatte das Werk gewissenhaft einstudiert und mußte sich mit dem anwesenden Komponisten und den Hauptdarstellern auf der Bühne zeigen. Wenn sich die Darsteller nur endlich die vor 30-40 Jahren angebrachte Sitte abgewöhnen möchten, nach jeder musikalischen Nummer von der Bühne zu lauten und auf diese wenig vornehme Weise den Beifall des Publikums herauszufordern! S. M.

Aus aller Welt.

Generalarm im Berliner Vorstadt-Theater. Bei der Freitag-Vorstellung im Vorstadt-Theater entstand plötzlich Feuer, das unter den Zuschauern für kurze Zeit eine Panik herbeiführte. Ein Herr hatte verächtlich eine noch glühende Zigarre in seinen Mantel gesteckt, den er in der Garderobe abgab. Nach kurzer Zeit fing der Mantel Feuer und aus der Garderobe heraus drang das Geräusch von dem Brande in den Zuschauerraum. Infolge der Erregung, die unter den Anwesenden entstand, wurde die Vorstellung sofort unterbrochen, aber, nachdem sich die Paniklosigkeit des Vorfalles herausgestellt hatte, nach kurzer Zeit wieder aufgenommen.

Ueber einen Kindesmord und Selbstmordversuch wird aus Rixdorf berichtet. Dort wohnt in der Kaiser Friedrichstraße der 34 Jahre alte Schneidermeister Dieckhoff mit seiner zehn Jahre älteren Frau. Die beiden sind seit dem vergangenen Jahre verheiratet. Die junge Frau war früher heiter und lebenslustig. Mit der Geburt des ersten Kindes aber änderte sich ihr Wesen, und sie ward schwermütig. Als Dieckhoff, ein fleißiger und ordentlicher Mann, Sonnabends Abend von der Arbeit nach Hause kam, fand er Frau und Kind ermordet. Die Mutter hatte dem Töchterchen Löffel gegeben und den Rest selbst getrunken. Beide lebten noch

Breslauer Schauspielhaus.

„Der Prinzpapa.“

Operette von Wilhelm Jacoby, Musik von Heinz Lewin. Warum die neue, erst in wenigen Städten gespielte Operette gerade „Prinzpapa“ heißt, wird vielen nicht recht einleuchten, da die Handlung von einem Zehntener dargestellt wird, der sich für einen

Partei-Angelegenheiten.

Genosse Bloch, der Vorsitzende des Holzarbeiterverbandes, ehemaliger Reichstagsabgeordneter...

Partei-Personalien. Genosse Döbler, seitlich an der 'Münchener Volkszeitung'...

Für energische Fortsetzung der Wahlrechtsdemonstrationen haben sich die Parteigenossen von Schwabera...

Arbeiterbewegung.

Das Germania-Arbeitsbuch der Bäcker-Zunungen ist ungeleslich!

Eine für Bäcker-Gesellen äußerst wichtige Entscheidung fällt die Gewerbe-Deputation des Berliner Magistrats...

Berlin, den 28. Januar 1908.

Anlässlich der Beschwerde des Bäcker-Gesellen Richard Eggert hat sich herausgestellt, dass durch den Arbeitsnachweis...

Wir geben daher dem Vorstand der Innung auf, in Zukunft bei der Arbeitsvermittlung auch solche Bäcker-Gesellen zu berücksichtigen...

Einem Bericht sehen wir binnen drei Wochen entgegen. gez. Friedel.

In den Vorstand der Bäckerinnung, z. B. des Obermeisters Herrn G. Willers, hier, Alte Schönhauserstr. 36/37.

Abdruck erhält der Gesellenauschuss zur Kenntnisnahme. In den Gesellenauschuss der Bäckerinnung, hier.

Zum besseren Verständnis sei, bemerkt das Fachorgan des Bäcker-Verbandes hierzu, nach folgendes mitgeteilt:

Der Kollege Richard Eggert hatte bei Gelegenheit des Berliner Streiks die Arbeit am 28. Mai niedergelegt.

Beschleunige Herrn Eggert hiermit, dass ich Obigem ohne Arbeitsbuch nicht einschreiben kann. C. Vogel, Sprechmeister.

Berlin, den 5. November 1907. Auf Grund dieser Bescheinigung richtete nun Eggert eine Beschwerde an die Gewerbe-Deputation des Magistrats zu Berlin...

Ein, die zunächst die Eintragung Eggerts in die Liste der Ein-...

Diese Verfügung ist von ungeheurer Wichtigkeit, nicht nur für Berlin, sondern für das ganze Reich.

Die Innungen haben jedem Gesellen - auch ohne dieses Buch - Angst zu vermitteln...

Zu wünschen wäre es nur, wenn sich unsere Kollegen allerorts auf diese Verfügung stützen...

Bei den Gewerbegerichtswahlen in Essen wurden gewählt zehn Kandidaten der freien Gewerkschaften...

Zugang von Hafenarbeitern nach Hamburg ist streng zu vermeiden. Im Hamburger Hafen herrscht große Arbeitslosigkeit.

Die Generalversammlung des Schuhmacherverbandes ist auf den 15. und folgende Tage nach Gotha einberufen.

Achtung, Schiffbauer! Die Schiffswerft von Kubler resp. Moagelberg in Rethenbors bei Rethenwalde...

Schließung der Kaphthawerke in Ost. Wegen der Streiks in der Kaphthawerke der Kaphthawerkschaft...

Breslauer Nachrichten.

Breslau, den 10. Februar.

Geschichtskalender.

11. Februar.

- 1650 Der Philosoph Descartes f. 1764 Josef de Chénier, Hauptanführer der französischen Revolution, in Konstantinopel f. 1813 Der Dichter Otto Ludwig in Sachsen-Weiningen f. 1842 Der Schauspieler Ludwig Varney in Budapest f. 1905 Der Dichter Otto Erich Hartleben in Salo am Gardasee f.

„Ein Arbeiter wie er nicht sein soll“.

Unter dieser Ueberschrift brachte die 'Volkswehr' in Nr. 250 vorigen Jahres einen Artikel, der sich mit dem nun fastjam bekanteten Zimmerer August Mende und seinem Knechtsgüngen in den Gerichtssälen befaßte.

Tatsächlich nahm sich die Staatsanwaltschaft dieses doch so oft im Gerichtssaale gekennzeichneten Menschen an und erhob die Anklage - armer Kuno Mollke, der nicht so viel Glück hatte!

Der Angeklagte erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Angelagter: Ja, aber es war unsere Pflicht, die anderen Arbeiter vor Schaden zu bewahren.

Der Vorsitzende stellt sich den Alten Mende gegen den Gauleiter Schwob fest, dass Mende diesen ebenfalls zu unrecht angeklagt hat...

Zeuge Jung hat Mende beschäftigt und ist mit ihm zufrieden gewesen.

Zeuge Zimmerpolier Böllner erklärt, Mende sei so in mittelmäßiger Arbeiter, etwas konfus und leide öfter an Vergesslichkeit.

Zeuge Zimmermeister Rob. Scholz sagt, Mende sei nicht gerade der beste Arbeiter, er labere viel und sei nicht sehr fleißig.

Zeuge Maurer August Franz: Am 30. Januar habe Mende als Zeuge fungiert und habe nachher eine Anzahl Lohse, vier, aufgeschult und dort viel Schnaps getrunken.

Zeuge Darf: Ich kenne den Mende seit einer Reihe von Jahren und habe die sonderbarsten Rollen beobachtet...

Zeuge Mollke: Ich habe die Verhandlung mit dem Schwob anfangs, wurde er entlassen. In der Verhandlung wider Schwob...

Vorsitzender: Ja, das wissen wir, hier sind die Alten, er ist freigesprochen worden, weil ihn das Gericht nicht für vollkommen zurechnungsfähig erachtete.

Zeuge (fortfahrend): Bei Gelegenheit eines anderen Prozeßes beledigte er den Verteidiger des Angeklagten, Herrn Rechtsanwalt Simon, schon vor dem Termin...

Vorsitzender: Es ist doch aber auch schon festgestellt worden, daß Mende beleidigt und bedroht worden ist.

Zeuge: In einem Falle hat ein Angeklagter ausgegeben, zu Mende gesagt zu haben: „Du faules Schwein, bist wohl wieder besoffen, daß Du nicht arbeiten willst“.

Zeuge (fortfahrend): In allen anderen Fällen haben die Angeklagten die ihnen zur Last gelegten Beleidigungen bestritten.

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

Der Vorsitzende erklärt auf Befragen des Vorsitzenden, dass er keine Hauptbeschäftigung darin sieht...

und werden nach dem Krankenhaus gebracht. Dort starb das Kind alsbald. Die Frau lebt noch, aber ihr Zustand ist sehr bedenklich.

Die neueste Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg, über die am Sonnabend berichtet wurde...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

dessen verschwand Friedberg, allerdings nicht, ohne seinem Rechtsanwalt mitgeteilt zu haben, er werde bald zurückkehren...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Die neue Berliner Rette. Zur Affäre des aus Berlin verschwandenen Bankiers Siegmund Friedberg...

Ein graufiger Familienmord. In dem durch seinen Runderport bekannten Sächsischen Herrhof an der Themse...

Ein graufiger Familienmord. In dem durch seinen Runderport bekannten Sächsischen Herrhof...

Ein graufiger Familienmord. In dem durch seinen Runderport bekannten Sächsischen Herrhof...

Ein graufiger Familienmord. In dem durch seinen Runderport bekannten Sächsischen Herrhof...

Ein graufiger Familienmord. In dem durch seinen Runderport bekannten Sächsischen Herrhof...

Ein graufiger Familienmord. In dem durch seinen Runderport bekannten Sächsischen Herrhof...

Ein graufiger Familienmord. In dem durch seinen Runderport bekannten Sächsischen Herrhof...

Ein graufiger Familienmord. In dem durch seinen Runderport bekannten Sächsischen Herrhof...

Ein graufiger Familienmord. In dem durch seinen Runderport bekannten Sächsischen Herrhof...

... unter, jedem Eide eine Unwahrheit behauptet.

Vorsitzender: Das können Sie doch aber nicht mit Bestimmtheit wissen.

Zeuge: Herr Rat, ich weiß, was ich hier sage. Ich reibe unter meinem Eide, und außerdem kann mich Menke gegen Beleidigung zur Rechenschaft ziehen, wenn meine Behauptung nicht wahr ist. Ich wiederhole, daß Menke unter seinem Eide die Unwahrheit gesagt hat. Wir haben hierfür ausreichende Beweise in Händen. — Menke hat mit voller Bestimmtheit und trotz aller Ermahnungen des Vorsitzenden wiederholt behauptet, von Schmidt am 27. März vorigen Jahres beleidigt worden zu sein. Er wollte sich das Datum in sein Notizbuch eingetragen haben. Später aber kam Schmidt auf unsere Redaktion und zeigte drei Bücher vor, die er als Gewerkschaftsbeamter zu führen hat, und aus allen drei Büchern geht hervor, daß er an jenem Tage umgibtlich in Breslau gewesen sein kann. (Allgemeine Emotion.) — Der Zeuge schildert dann die Schnaps- und Bierreste, die Menke mit seinem Freunde Lammigel gemeinsam unternommen hatte, nachdem sich die beiden ihre Zeugengebühren hatten auszahlen lassen.

Zeuge Zimmermeister Florisch: Ich habe mit Menke trübe Erfahrungen gemacht. Er ist Schnapsbrüder, war öfter während der Arbeitszeit besoffen, kam meistens zu meiner Frau und machte auf dem Arbeitsplatze Stanbal, sobald ich ihn entlassen mußte. Ich glaube nicht, daß er sich gebessert hat inzwischen, ich will drum nichts mehr mit ihm zu tun haben. Er benutzte gerne, hat mich ja auch benutzert und hält nie lange bei einem Meister aus.

Zeuge Menke wird vom Vorsitzenden gefragt, ob er nicht lieber den Straf Antrag zurücknehmen möchte. Herr Wolff, würden Sie in solchen Fälle die Kosten tragen?

Angeschuldigter: Nein!

Vorsitzender: Sie sollen damals betrunken gewesen sein?

Menke (winkt verdächtig mit der Hand): Ach, da wird immer 'n Sauken her gemacht.

Vorsitzender: Aber die Zeugen sagen es unter ihrem Eide!

Menke: Ach, die haben alle einen Saß auf mich, weil ich nicht Sozialdemokrat und Feind der „Volkswacht“ und Christ bin.

Vorsitzender: Demunsterer, Sie gerne?

Menke: Nie! Man verfolgt mich fortwährend, die da (zeigt auf Dorf und andere) treiben sich sogar Sonntags vor meinem Geschäft herum. Nach jener Verhandlung bin ich nur in zwei Lokalen gewesen. Und wer da sagt...

Vorsitzender: H! H! Reden Sie man nicht! Was haben Sie im „Cafe Rudolph“ getrunken?

Menke: Einen Schnitt Bier.

Dorf: Nein, eine Flasche Korn, ich hab's ja gesehen!

Vorsitzender: Aber Kinder, wie werden doch beschuldigt!

Menke: Und bei Geilner, Bahnhofstraße, bin ich überhaupt nicht gewesen.

Zeuge Franz: Aber ich hab's doch gesehen!

Menke (nachdem ihn der Vorsitzende ermahnt): Nein, ich war garnicht da!

Franz: Doch!

Wolff: Ich selbst war auch da und habe ihn herauskommen sehen!

Dorf: Ich habe ihn dort auch noch gesehen!

Vorsitzender (erregt zu Menke): Aber, Menke! Jetzt hörst du aber auf! Sehen Sie sich vor! Die Staatsanwaltschaft wird sich mit Ihnen nicht mehr viel zu besorgen haben, passen Sie nur auf!

Menke: Ich weiß es genau. Es war am 27. Januar!

Vorsitzender: Aber das ist schon falsch! Am 27. Januar war Kaisers Geburtstag und überhaupt keine Verhandlung! Alter Freund, sagen Sie die Wahrheit! Es war ja am 30.!

Menke: Und bei Eppstein war ich auch nicht. Ich kenne den Wirt gar nicht.

Vorsitzender: Aber was soll das! Dorf und andere haben's doch beschworen! (Erregt.) Es ist doch bekannt, daß Sie lügen, das sagt doch nicht die „Volkswacht“, sondern die Gerichte!

Menke: Und in der Anrede von Weibner, Sabowstraße, bin ich ebenfalls nicht gewesen!

Franz: Aber ich hab's doch gesehen!

Vorsitzender: Aber Menke! Sagen Sie's doch! Vielleicht wissen Sie's nicht mehr. Wenn ich so 'ne Reife gemacht hätte, wäre ich auch nicht mehr zurechnungsfähig gewesen.

Menke ruft erregt einigen Zeugen etwas zu.

Vorsitzender: Aber nun mäßigen Sie sich, sonst werden Sie noch adgeführt!

Menke: Ich war nur in zwei Lokalen!

Vorsitzender (erregt zu seinen Beisitzern): Aber! Soll ich denn den Mann noch weiter fragen?

Staatsanwalt und Verteidiger verzichten auf jede weitere Anklage dieses Zeugen.

Nun soll Menke **vereidigt** (!) werden. Der Verteidiger, Rechtsanwalt **Vandmann**, widerspricht, ebenso der Staatsanwalt. Der Vorsitzende ermahnt Menke nochmals, doch die Wahrheit zu sagen. Der aber bleibt dabei, er sei nur in zwei Lokalen gewesen. Das Gericht beschließt hierauf, Menke nicht zu verurteilen, weil er, wie schon in früheren Verhandlungen festgestellt, so auch heute wieder in einer Verfassung sei, die ihn die Bedeutung und Heiligkeit des Eides nicht erkennen und begreifen lasse. — Der Staatsanwalt, Dr. **Slager**, beantragt daraufhin gegen den Angeklagten aus § 185 (formelle Beleidigung) **20 Mark Geldstrafe** und läßt seine Anklage aus § 186 (Behauptung unwahrer Tatsachen) fallen.

Der Verteidiger plädiert für Freisprechung und Gewährung des Schutzes des § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) für den Angeklagten. Es sei einwandfrei festzustellen, daß Menke ein Mann sei, der immerfort den Gerichten Beschäftigung verschaffe, der unverträglich und vor allem gefährlich sei. Entweder ist Menke infolge seines Trunks nicht mehr zurechnungsfähig — dann ist er für andere gefährlich. Oder aber er ist trotz seines Alkohol nicht krank, dann benutzert er bewußt falsch ehrliche Leute und ist erst recht gefährlich. Gefährlich gerade für die Leute, deren Interessen der Angeklagte und die „Volkswacht“ vertreten. Schon deshalb mußte Wolff vor diesem gefährlichen Menschen warnen, und was er in dieser Warnung behauptet hat, ist alles als wahr erwiesen. Menke ist heute noch Trinker, es ist ihm nachgewiesen, daß er in sechs Anleihen an einem Tage gewesen, und er behauptet dreist darauf los, er sei nur in zwei Lokalen gewesen. Wäre das, was wir heute hier gehört, dem Staatsanwalt vorher bekannt gewesen, so hätte er jedenfalls nicht im öffentlichen Interesse Anklage erhoben und sich nicht für einen solchen Menschen verwendet. (Der Staatsanwalt nickt.) Aber nicht nur § 185, auch § 186 ist nicht anwendbar. Und die Wichtigkeit der Beleidigung kann ebenfalls aus nichts hergeleitet werden, denn die Persönlichkeit Menkes ist dem Angeklagten viel zu wenig bedeutend, als daß er ihn zu beleidigen sich vornähme! Ich beantrage die Freisprechung des Angeklagten. Da er selbst organisierter Arbeiter ist, muß ihm selbst für den Fall, daß § 186 angewendet werden sollte, der Schutz des § 193 zuerkannt werden.

Der Angeklagte **Wolff** erklärt noch, er habe nichts zurückzunehmen, da alles, was der Artikel behauptet, erwiesen sei. Tatsächlich sei doch der Menke hier als notorischer Sünder und als träger Arbeiter von vereidigten Zeugen gekennzeichnet worden.

der Staatsanwalt laut den Menke zu sch und sagt zu ihm wörtlich folgendes:

Menke: Sie haben da vor einigen Tagen schon wieder eine neue Anzeige gegen die Volkswacht erhalten und wollten Beschuld erhalten. Hier ist er: Die Staatsanwaltschaft lehnt es ab, für Sie Anklage zu erheben, und verweist Sie auf den Weg der Privatklage. Oder wollen Sie lieber die Anzeige freiwillig zurücknehmen?

Menke: Nein.

Staatsanwalt: Na, dann müssen Sie den Weg der Privatklage beschreiten.

Der Betrübt zog Menke von dannen — — — (Es handelt sich, wie wir hören, bei dieser neuen Anzeige um die Menke-Scharakteristik in der Volkswacht vom 30. Januar. Redaktion.)

Nach kurzer Beratung fällt der Gerichtshof folgendes Urteil:

Der Beweis darüber, daß Menke ein Trinker sei, sei als ziemlich geführt zu betrachten. Weniger aber dafür, daß M. ein träger Arbeiter sei. Der § 186 habe deshalb fallen müssen. Aber die Form des Artikels sei beleidigend, namentlich die Ueberschrift. Gewiß habe M. durch sein ganzes Auftreten gegen Arbeiter viel Anlaß zu Beschwerden gegeben, aber man hätte ihn da, ohne so scharfe Worte zu gebrauchen, kritisieren können. Auch sei die Beleidigung angeht die Persönlichkeit des Menke keine schwere zu nennen, aber da der Angeklagte schon mehrere Vorstrafen aufweise habe das Gericht eine Geldstrafe von **20 Mk.** evtl vier Tage Gefängnis und Publikationsbefugnis festgesetzt.

Damit war die für den Entreprenuer dieser Anklage so wenig ruhmvolle Verhandlung zu Ende. Draußen rief man dem Menke zu: „So, Sie wären wir los! Vor Ihnen sind die Arbeiter jetzt sicher! Menke aber entgegnete hochroten Kopfes: „Na, wir haben ja noch unseren Wilhelm!“ Der Andere: Den schenken wir Ihnen! Höchst unbefriedigt über seinen Erfolg zog Menke unter dem Gelächter der Umstehenden davon.

August Menke.

Man wird sich den Namen merken müssen. August Menke ist ein Typ. Ein Begriff. Eine Illustration. So wie man im Volksmunde sagt: „Er liegt wie gedruckt“, oder „Gelogen wie telegraphiert“ oder „Er rebet wie ein Buch“, so wird man sagen können: „Er zeugt wie August Menke“. Und wenn das Kapitel der „Rechtspredigt“ zur Debatte steht und insbesondere für die Breslauer Staatsanwaltschaft eine Illustration notwendig ist, so wird man an August Menke ebenso erinnern wie an den „Fall Böbe“, an Untersuchungsrichter Hirtle, und an Madame Ulrich. So grotesk die Zusammenstellung erscheinen mag — es ist ein innerer Zusammenhang denkbar.

August Menke war Stammgast im Gerichtssaal. Der Ableitung der Anklagebehörde. Seine Angaben lehrten als wichtige Argumente im Plädoyer des Staatsanwalts wieder, wenn „Terroristen“ und sonstiges „menschtliches Ungeleser“ auf der Anklagebank saß. August Menke ist der Vater manch dicken Altbündels im Breslauer Matulatur-Magazin auf der Graupenstraße. Er ist der Vater der darin sein säuberlich 30 Jahre aufgehobenen Behauptungen von „terrorisierenden Sozialdemokraten“, „wertzeugverfälschenden Zimmerern“, „unbuhlsamen Gewerkschaftlern“ und sonstigen, die Herr August Menke Uebere die geschworen hatten.

August Menke ist für eine Anzahl Arbeiter der Urheber ihres Belanntwerdens in Kleinblau und in den Geldstrafenklassen der Gerichte gewesen. August Menke hatte einen hohen Begriff von den Aufgaben der Staatsgewalt und den Rechten der oben unentbehrlichen und „dem Staate nützlichen Elemente“. Und August Menke ist den Schnapsstürmern Preußens ein lieber Kunde, der in patriotischem Bewußtsein ihre Produkte konsumiert, um ihr Wohlergehen zu fördern.

Aber August Menke war mehr. War! Denn seit Sonnabend ist er's, wie nebenstehender Bericht über die Gerichtsverhandlung gegen Genossen Wolff zeigt, nicht mehr. August Menke war nämlich für einen Augenblick ein Lehrmeister eines studierten Mannes, der sich Doktor juris nennen darf und dem preußischen Justizminister als Breslauer Staatsanwalt untersteht. August Menke hat ihm in der Arena des Gerichtssaales am Vortage der Zeugenauflage vorgeführt, wie man als Behornguter einer preußischen Justizbehörde Arm und Bein bewegen darf. Und hat mit seinen Produktionen dem Doktor juris sehr wehe getan. So wehe, daß er Schmerzstöße bis auf 5 Schritte Entfernung von sich gab.

August Menke hat seinem Beschützer gezeigt, wie man es nicht machen soll, wenn man als Staatsanwalt den Staat retten will. Er lehrte den Staatsanwalt größere Vorsicht bei unflügigen Denunziationen gegen die Volkswacht und sozialdemokratische Arbeiter. August Menke erteilte dem Staatsanwalt, der für ihn, den Diebhaber des Korns in jeder Temperatur, die bajonettgefühlte Staatsmacht engagiert hatte, eine empfindliche Lektion, indem er an sich selbst illustrierte, wie unwürdig das Objekt der Staatsanwaltschaft gegenüber den Bemühungen der Anklagebehörde in diesem Falle war.

Und insofern hat uns August Menke einen Dienst geleistet. Trotz der 20 Mark Geldstrafe, die wir als Betriebsunfall zu buchen haben. Die Art, wie in öffentlich bemerkbarer Weise der Staatsanwalt den Mann von sich abschüttelte, wie er seine Hände vor dem Volke wusch und dem bereits in den Sand gesetzten Herrn August Menke noch einen letzten Gegenstoß versetzte, war für die Volkswacht ein glänzender Triumph.

Aber trotzdem bleibt das Urteil unverständlicher denn fast alle, die im Graupenstraßen-Zwieling-Urt gesprochen worden sind. Sich daran zu klammern, daß „nicht erwiesen“ sei, daß Herr August Menke „ein träger Arbeiter“ — das ist spezifisch Breslauische Rechtsprechung. Das gibt's zwischen dem Urtal und den Pyrenäen nur in Breslau.

Ein Rudel „Si in der „Breslauer Zeitung“

hat uns am gestrigen Sonntage ein paar angenehme Minuten — eine seltene Erscheinung beim Zeitungslesen — verschafft. Während wir noch darüber nachdachten, wie wohl dies Blatt es fertig bringen mag, schlimmer wie ein konserverativer Kettenhund, die Ideen und Taten der modernen Arbeiter anzufassen und anzuschmugen, blieb in der fünften Beilage plötzlich unser Blick an einem seltsamen Artikel haften. Der war so sehr aus dem Rahmen des Beilagenblattes herauszufallen, so sehr dem schlechten Geschmack dieses Blattes

einer biblischen Schadenfreude nicht erwehren konnten.

Dieser Artikel ist eine Besprechung des Romans von Gena: „Mahnungen“, und enthält eine rückhaltlose Verteilung der Massenerhebung der Arbeiter zur Erringung des ihnen zustehenden Kulturgüter-Anteils.

Der Verfasser des Artikels nennt den Fall des Helben des Romans, der elend als Arbeiter zu Grunde geht, weil ihm die kapitalistische Gesellschaft die Mittel zu seinem Leben verweigert, einen typischen Fall. Also einen, der überhaupt für diese Gesellschaft allgemein bezeichnend vorbildlich, normbildend ist.

Im politischen Teile sagt Dr. Alfred Dehse und sein Stad das genaue Gegenteil!

Ferner wird in diesem Artikel die freie Liebe in anerkanntester Weise dadurch verherrlicht, daß der Verfasser von einer Tochter des Volkes erzählt, die in diesem Roman deshalb zugrunde geht, weil „sie sich dem gesunden Triebe des Geschlechtsempfindens nicht weigerte“.

Das steht in demselben Blatte, das täglich Steine wirft auf die Unglücklichen von heute, die ebenfalls zugrunde gehen, nur weil die „Gesellschaft“ sie ob ihrer freien Liebe mit Füßen tritt!

Und der Schluß dieses Irrsinnlich in die „Breslauer Zeitung“ geratenen Artikels klingt aus in eine Verteilung des Zur-Wehr-Sehens im Daseinskampfe, die fast ein Sozialdemokrat geschrieben haben könnte. Dieser Schluß lautet:

„Der härteste Nachhall dieses Romans schwingt freilich hinter der von tiefem Mitleidsgefühl unterhaltenen Einsicht her, wieviel solcher Regungen, die selbst in Not und Pessimismus nicht ganz mundtot zu machen sind, auch in unserer nächsten Nähe vom Nebel des Daseinskampfes erstickt werden mögen, und wie bedauerenswert eine Kulturrepöche ist, die so etwas geschreiben lassen muß ohne sich mit Nachdruck dagegen zur Wehr setzen zu können.“

Das steht in demselben Blatte, das als Hochmouleur jedes Zur-Wehr-Sehens gegen die kapitalistische Kulturrepöche als ein Verbrechen dem Staatsanwalt denunziert und das gerade in diesem Augenblicke das Zur-Wehr-Sehen der rechtlosen Preußen als „schlimmstes Zeichen“ unserer Kulturrepöche zu diskreditieren und dem Staatsanwalt zu unterbreiten versucht. Freilich: Die kapitalistischen Leser dieses Blattes sind viel zu sehr auf Kurszeitel und Stadtkaffsch dressiert, als daß sie merken, daß hier die fünfte Beilage die vier anderen übersteigt.

* **Leute mit gutem Geschmack.** In der evangelischen „Schlesischen Morgenzeitung“ des Pastors Nitsche beklagt sich in rührender Weise Einer oder Eine über eine Gruppe von Menschen, die partout nicht begreifen wollen, daß das Lesen des Nitsche-Blattes die Krone allen Lebensgenusses bedeutet. Ja, gerade diejenigen, die (vor wem nur gleich?) dazu berufen seien, dieses Blatt zu unterstützen, unterstützten lieber gegnerische Blätter. Und das, wo doch freisinnige oder Sozialdemokraten sicher nicht so geschmacklos seien, konservative Blätter zu unterstützen. Im Auslande gar kenne man das Breslauer Weisblatt von der Tauenzien-Straße überhaupt nicht, denn dort gäbe es meist wie auf den ebenfalls Nitschereinen Bahnhöfen „nur“ „Verrliner Tagblatt“ oder „Kölnische Zeitung“.

Dieser Erguß fand bei der Lante von der anderen Fakultät, der katholischen „Schlesischen Volkszeitung“, so viel verwandte Klänge, daß sie ihn wörtlich übernimmt und hinzusetzt, auch für sie gelte dieselbe Klage. Auch die Zentrums-Leuten piffen auf die wütsche Zentrumslist, um sich an etwas Besseren aus dem gegnerischen Lager zu belekieren.

Die Klagen sind unberechtigt. Schuld an dieser „Geschmackverirrung“ sind nicht die Leser, sondern die Redakteure und Verleger der jammernenden Blätter. Ihre Erzeugnisse zu verdauen, hält meist sehr schwer und bedeutet sogar für den Gefangenen, der aezwungen ist, mit konservativen usw. Zeitungen vorlieb zu nehmen, eine der Prügelstrafe gleichstehende Strafverschärfung. (Die beiden Blätter wissen, daß wir aus Erfahrung reden!) Deshalb freuen wir uns, daß es so viele gibt, die einen — besseren Geschmack haben.

* **Eine Gaunonerz der Holzarbeiter von Schlesien** und **Posen** fand am Sonntag unter Beileitung von 50 Delegierten und eines Vertreters vom Hauptvorstande im Gewerkschaftshause statt. Wir werden darüber in der nächsten Nummer berichten.

* **Die Breslauer Schuldeputation** soll nach den Vorschriften des neuen Schulunterhaltungsgesetzes neu gebildet werden. Zu diesem Zweck macht der Magistrat der Stadtverordnetenversammlung eine Vorlage, in welcher die Vermehrung der Magistrats- und Stadtverordneten-Mitglieder in dieser Deputation auf je sieben empfohlen wird, damit sie den in die Körperschaft gehörenden Schulinspektoren, Direktoren und Geistlichen einigermaßen das Gegengewicht halten und die im Gesetz enthaltene Verschlechterung des gegenwärtigen Rechtsstandes etwas ausgeglichen wird. Die Ankündigung des Magistrats auf Herbeiziehung der ersten Frau in die Deputation ist in folgende Worte gekleidet: „Wünschenswert erscheint es ferner — wie es das Gesetz zuläßt — neben den Direktoren oder Lehrern auch eine Lehrerin von einer der Deputation unterstellten Schulen in die Deputation eintreten zu lassen; zumal da schon die Instruktion von 1811 die Teilnahme von Frauen an den Beratungen der Schuldeputation in Aussicht genommen hatte.“ Warum nicht außer der Lehrerin auch eine Frau aus Elternkreisen zugezogen werden soll, ist nicht näher beanründet.

* **„Volksämliche Preise“.** Frau Betty Will, die gewöhnt ist, Nachmittags beim Fünfsüßtes in Ganiens Weinstuben einen Kreis gebildeter Nichtstuer angenehm zu unterhalten, will ihre schöne Kunst auch mal den Minderbemittelten „zukommen lassen“. Sie veranstaltet am 28. im Rausgerhause einen lustigen Abend zu ausnahmsweise, wie es im Informat heißt, „volksämlichen Preisen“. Die

leben so aus: 1, 1.50 und 1 Mark. Das letztere jedenfalls ein vollständiger Stehplatz. Und wer sich infolge Zeitmangels nicht vorher bei Varasch oder Schletter ein Billet besorgen kann, darf an der Kasse 25 Pfg. Zuschlag zahlen. — Schade, daß unser Proletariat-Portemonnaie es nicht zuläßt, sonst würden wir uns gern am 26. mal das „Volk“ ansehen, für welches diese „vollständigen Preise“ bestimmt sind!

* 5000 Mark für den Abend. Am 14. spielt der Klavierkünstler Sillwin in Breslau. Um ihm einen vollen Saal zu verschaffen, teilen die Veranstalter des Konzerts den Zeitungen mit, daß der Künstler — ja was denn? — ein Künstler sei? Oder daß er bedeutend sei? Nein! Sie wissen besser von ihm zu sagen: Sie sagen, daß der Künstler für eine Konzertsreise mit 100 Konzerten durch Amerika 500,000 Mk. zugeworfen worden seien. Das ist nicht! Und das beste Publikum, das verständnislos heute die Kultus, morgen die Weisheit, dann die Drosseln, den Wäldner, den Sarafat, den Buloni und wie sie alle heißen, anschwärzt, wird nun auch den Pianisten als Weltwunder angepöbeln. Nur, weil einige amerikanische Dollarscheine den Spielern haben! Und das Publikum ist dann das „tonangebende!“ Wie gut, daß wir nicht dazu gehören.

* Musikdirektor Glasner tritt laut „Bredl. Morgenzeit.“ am 1. April c. auf eigenen Wunsch von der Leitung des Breslauer Philharmonischen Orchesters zurück.

* Unser heutiger Reiseagenartikel über die Umwälzung des Eigentums bildet einen außerordentlich gut geeigneten Stoff für sozialistische Debatten im kleineren Kreise wie für Widerlegung generischer Angriffe. Wie machen deshalb die Genossen auf ihn aufmerksam.

* Eine Verkehrsstörung infolge des Schneesturmes brachte Sonntag in den letzten Nachmittagsstunden tausende von Spontansänger und Theaterbesucher in arge Verlegenheit. Gegen 5 Uhr machte unwillkürlich das Wetter „Schnee“ und verwandelte die schmutzigen Straßen und Plätze der Stadt in leuchtende Schneefelder. Schon nach einer knappen Stunde blieben die ersten Wagen der elektrischen Straßenbahn stehen. Mithin mußte sich die Gesellschaft den Weg über nicht verschneite Schienen bahnen und die Fahrgäste mußten betrübte arge Verstopfungen in den Kauf nehmen. Gegen 7 Uhr, als an dem übrigen Publikum die Theaterbesucher kamen, wuchs die Verlegenheit rapid. Packend saßen es die Drochsenkutscher und die Chauffeure, deren Beihilfe mangellos der festen Schneedecke fehlte. Während waren nur diejenigen, die aus den Vorstädten auf dem Wege ins Konzert oder Theater waren.

Namentlich in der Südstadt, wo die „Vornehmen“ weit auf die elektrische Drochsen und Droschken nehmen könnten, war der Lärm und Lärm. Wieder mal sah man, daß auch dort nur der Reichtum vielfach rein dekorativ ist. Man steck sich in teure Kleider, umhüllt sie mit kostbaren Theatermänteln und — knidert mit den Füßchen. Als läme bei einer Drochsenfabrik ein Vermögen in Frage, schimpften die „Vornehmen“ Dämchen über die hochbeinigen Elektrischen, und viele sahen, die aus Geiz lieber zu Fuß liefen, als daß sie dem Drochsenkutscher etwas zufommen ließen. Was nicht es auch den „Vornehmen“, wenn man nach außen hin ihre „Vornehmheit“ nicht sieht! Und am Theater wird ja gar nicht bemerkt, ob sie zu Fuß ankommen oder per Auto. Trinnen im klügenden Licht des Besetztes, da punkt und dröhlt man dann wieder.

In manchen Stellen der Stadt wurden infolge der so plötzlich herabergeworfenen Schneemassen Stellen der Leitung schadhaft und die Abwehrwagen und Arbeiter mußten in Tätigkeit treten. Für die Kassen der Bahngesellschaften mag der Geldausfall ein ziemlich großer gewesen sein.

* Der Breslauer Luftballon ist angedrückt. Aus Berlin wird unterm 10. Februar gemeldet: Bei dem gestrigen Sturm zerschlug sich der Ballon „Tschudi“, während er auf dem Gelände der Tegeler Gaswerke gefüllt wurde, los und wurde ohne Besatzung und Führer vom Winde davongetragen. Bei dem herrschenden Sturmwetter besteht wenig Aussicht, ihn anzuverleihen, wenn überhaupt wieder zu erhalten. Der Ballon flog sofort sehr hoch, da die ganze Belastung mit der Gondel zurückblieb. Mit dem Ballon sollte von dem Vorstehenden des neugegründeten Schlesischen Vereins für Luftschiffahrt, Professor A. Begg mit Gattin (Breslau), eine Luftfahrt zu Prüfungszwecken unternommen werden.

* Eine Landenausstellung, die vielerlei des Interessanten bietet, befindet sich heute und morgen im Glashaus des Pariser Garten. Es sind 284 Landen ausgestellt, die auch verkauft werden.

* Ein vornehmender Hausbesitzer scheint Herr Hubert Matichowski, Schulgasse 19, zu sein. Dieser Mann arbeitet jahraus jahrein als Polier bei dem Maurermeister Hanke, trotzdem er als Hausbesitzer ganz wohlhabend ist. Aber selbst gegen diese Mühseligkeit würde man nicht allzu viel eingewendet haben, wenn Herr M. nicht auch Sonntags und Wochentags nach Feierabend bis spät in die Nacht in seinem eigenen Hause arbeiten würde. Es herrscht eine erschreckende Arbeitslosigkeit und da sollte man erwarten, daß dieser Hausbesitzer etwas Rücksicht auf seine Mühseligkeiten haben würde. Offenlich bekennt sich Herr M. noch eines Besseren und gönnt auch anderen ein wenig Verdienst.

* Ein neuer Leid einer Schwindlerin. Am 4. d. M. kam ein Mädchen in ein Untergericht am Matthiassplatz und erklärte der Verurteilten, daß sie im Hauptgeschäft der Firma angeheiratet sei und vom Chef den Auftrag habe, solange in der Filiale tätig zu bleiben, bis eine Unterredung zwischen jener und dem Geschäftsinhaber stattgefunden habe. Die Fremde legte auch sofort ihre Sachen ab und betrat sich ganz locker an der Expedition der anwesenden Kunden. Die Verkäuferin begreift deshalb auch nicht das geringste Mißtrauen und nahm sogar, da sie in Breslau noch nicht recht bekannt war, die im Laden arbeitende Schenkerin als Führerin mit. Der Schwindler kam natürlich sofort gefahrlos, als das Mädchen beim Chef vortrat. Bei ihrem Wiedereintreten in der Filiale am Matthiassplatz, fand sie die Ladenkasse, die etwa 15 Mk. enthalten hatte, ausser Acht; die Verkäuferin war verschwunden.

* Um sich vor der Kälte zu schützen, nahm sich Sonntag während der Kitzzeit am Ring ein junger Mensch aus einer Tube einige Fäden und Hosen und machte damit das Beste. Die Sachen sollen einen Wert von 40 Mk. haben. Trotzdem Leute den Mann bei der „Arbeit“ beobachtet hatten, war er ihnen bei der Verfolgung in der Schneelage doch über.

* Durchgegangene Pferde. Am Sonnabend Vormittag gegen 11 Uhr kamen zwei vor einem fährlosen Rollwagen gespannte Pferde in rasendem Galopp von der Matthiassstraße auf der rechten Seite in der Richtung auf die Universitätsbrücke gerast. Nicht vor der Brücke gerieten sie auf die steile Kante der Polemischen Holzschrammle. Sie rieten in diesem Grundstück hinein, wo ihrem Lauf ein Ende gesetzt war. — Am Nachmittag desselben Tages gingen jenseit zwei Pferde mit einem Wagen der Waschanstalt Laatz durch, während die Kutscher mit Wäldnerladen beschäftigt waren. Als die Pferde vor der Heide Gasse in die Dohlestraße einbiegen wollten, stieg das eine Pferd und wurde von einem Bierwagen von Galle überfahren. Kopfloscher Ohnstand es für 40 Mk. und über es im Hause des Hauses Dohlestraße 44. — Am 7. d. M. wurde auf der Schwandmühlstraße ein vor einem Geschichtswoagen gespanntes Pferd überfahren. Auf dem Landungsplatz prallte das Gefährt so heftig an eine Drochse an, daß diese zertrümmert und das Pferd zerstückelt wurde.

* Wegen eines Schornsteinbrandes wurde am 7. d. M. die Feuerweh nach Oberstraße 104 gerufen.

* Diebstähle. Aus einem Kasten auf der Weidwitzerstraße wurden große Mengen Dienstler-Handwerkzeuge gestohlen. — Einem Läufer wurde eine silberne Dose im Wert von ca. 8 Mk. entwendet.

Aus Schlesien und Posen.

III zu Christliches.

Eine öffentliche Versammlung hatten die „Christen“ der Fachabteilung für den gestrigen Sonntag in Dirschel, Kreis Leobschütz, einberufen. Zweck sollte die geistige Übung der Sozialdemokratie sein, die in diesem Sinne, zwischen Bergen verstanden und von jedem Verleher abgegrenzten Dorse gar prächtig gedeiht. Wurden doch in Dirschel bei der letzten Reichstagswahl mehr sozialdemokratische Stimmen gezählt als in Leobschütz oder irgend einem anderen Orte dieses Wahlkreises. Hierbei kam also der in Breslau bekanntlich längst unwillkürlich gewordene Herr Bull, um unter den nach seiner Meinung „bunnen Dorfbewohnern“ sein Licht leuchten zu lassen. Er erzählte seinen Hörern von der Enghelligkeit „novarum rerum“ des heiligen Vaters, Leo des Dreizehnten. Viele waren auch wirklich ganz entzückt, von so wichtigen Dingen etwas zu hören. Kein Mensch hätte in Bull den freilicheren Schutergehellen wiedererkannt, als er ganz gelehrt sein „novarum rerum“ vorbrachte. Freilich gab es auch Leute in der Versammlung, die lieber etwas vom nervos rerum gehört hätten, an dem es den Arbeitern in Dirschel am meisten fehlt. Dann meinte er gegen Freisitzigkeit, Arbeitsvertragsfreiheit, Gewerkschaften usw. Nach Bull „müßbrauchen“ die Arbeiter ihre Freiheit, „zu loben und ein Stück Witz, aber ich fühle sich frei, frei vom Glauben und frei von unserem süßen Herrgott.“ Hieraus verließerte er die Strafendemonstrationen, zu denen die Arbeiter von der Sozialdemokratie verleitet würden, während die Führer hinter Champagnerflaschen saßen. Soweit hatten alle Besucher ruhig zugehört, aber diese Unversöhnlichkeit rief Widerspruch hervor. Bull meinte dabei, daß ein Genosse aus Breslau anwesend war und daß er für seine Plagen zur Rede gestellt werden würde. Trotzdem verstand er dreist weiter. Die Maurer ließen sich den Prediger Tischler aus Breslau kommen und saßen nach einem Vortrage dieses Herrn den Verschluss, daß alle Mitglieder des Verbandes aus der Kirche austreten müßten. Das Geschrei von den Bucher-Tischen sei purer Schwindel. Dann nannte er die sozialdemokratischen Arbeiter Lumpen, Affen, dumme Jungen u. s. w., lag über den Vorwärts, die sozialdemokratischen Konsumvereine und über den Ausgang des Streiks eine Menge inverantwortlichen Zeug aufzuweisen und meinte, die Unternehmer hielten die katholischen Arbeiter für schlimmer als die Sozialdemokraten, weil sie den gerechten Forderungen des Christentums nicht widerstehen könnten. Schliesslich hängte er den Königsmord in Relation der Sozialdemokraten an die Nachschöpfung. Ein Jurist, daß die Königsmörder in Katholiken seien, brachten ihn für kurze Zeit außer Fassung, dann aber wußte er sich Rat und behauptet, diese Katholiken seien durch die „Lehren“ der Sozialdemokratie und des Anarchismus verborben worden. Nun mußte das Geschwätz doch endlich ein Ende nehmen und Bull abtete, daß es ihm bei der angeführten freien Diskussion nicht aufgeben würde. Um sich aus der Schlinge zu ziehen, wandte er den Trick an, seinen Vortrags mit einem gemeinsamen Hoch auf den heiligen Vater und den Kaiser zu schließen. Zwei Arbeiter mochten sich des heiligen Vaters wegen nicht vom Stuhl erheben. Nun brüllte Bull, die beiden hätten den Kaiser nicht geehrt. Es sei eine Verleumdung patriotischer Männer und Nicht-Patrioten sollten sich hinstrecken. Er selbst, der eben noch Referent gewesen war, übernahm eckstimmig die Rolle des Hausknechts und sagte einem der Sünder am Krage. Der Gedarm kam hinzu und „belehrt“ die Sozis, daß alle, die nicht aufgestanden seien, hinausgehen müßten. Um nicht etwa Anlaß zu einem Prozeß zu geben, rief ein Genosse: „Wir gehen alle.“ Das geschah und dem Bull blieb für diesmal eine direkte Abrechnung erspart. An den Arbeitern von Dirschel liegt es nun, den Vorfall gehörig auszuwischen. Kein Wort hat Bull darüber gesagt, wie die Lage der Arbeiter verbessert werden könnte. Dagegen hat er ehrliebe Arbeiter Lumpen, Affen und dumme Jungen geidimpft. Daß das Christentum solche Vertreter seiner Lehren besitzt, ist auch die Ursache der Hucht so vieler Arbeiter aus der Kirche, über die die Pastoren verweigert die Köpfe zusammenzustecken.

Landtagswahl-Vorbereitungen in Oberschlesien.

Der ehemalige freisinnige Reichstagsabgeordnete für Neunzig, Justizrat Pohl, machte in einer Gleiwitzer Versammlung die Mitteilung, daß man im ober-schlesischen Industriebezirk versuchen werde, im Kompromißwege in Gleiwitz einen Freikonservativen, in Rybnik einen Nationalliberalen neben zwei Freikonservativen und in Kattowitz-Weichen einen Freisinnigen neben zwei Nationalliberalen durchzubringen.

Für den Kampf ums Reichstagswahlrecht in Preußen wird das eine glänzende Zusammenstellung: Drei offene Gegner, drei geheime Gegner und ein sehr zweifelhafter Anhänger — alle Achtung!

Sturmschäden in der Provinz.

Aus Duzglaun wird berichtet: Seit drei Tagen tobt hier ein heftiger Sturm, der an Dächern und an Wänden großen Schaden anrichtet. Zeitweise war ein Geben auf offener Straße unmöglich. In Ober-Großhartmannsdorf hiesigen Kreises wurde vor dem Gerstenacker ein Gassenbaum, gegen 200 Jahre alte Fichtenbaum, ein stattliches Naturdenkmal, umgebrochen. Der Baum stürzte auf die Telegraphendrähte und zerriss diese. Bei dem in den Morgenstunden des letzten Freitags auch in der hiesigen Gegend niedergeworfenen Gewitter, schlug ein Blitz in Schleißhagen bei Raumburg a. O. in die Stallung des Gutbesizers Krause. Das Stallgebäude stürzte ein. Zwei Mähe, die in einer über dem Stallgebäude liegenden Kammer schliefen, stürzten in ihren Betten in den Stall, ohne größeren Schaden zu nehmen. Dagegen wurden durch die Trümmer eine Kuh so schwer verletzt, daß sie geirrt werden mußte. Ähnliche Nachrichten laufen aus Krumpshäbel, Driesch und Oberschlesien ein. Der Sturm wurde in Oberschlesien während der Nacht zum Sonntag orkanartig und brachte zeitweise dichten Schneegestöber mit sich. An Gebäuden und in den Forsten wurde vielfach Schaden angerichtet.

Oslan, 10. Februar. Schwer verletzt. Der Gutbesitzer Dege aus Raschwig wurde in der Nacht zwischen Soy und Oslan von einem unbekannten Fuhrwerk überfahren und schwer verletzt. Von Arbeitern, die ihn aufnahmen, wurde er in seine Wohnung gebracht, wo er bald starb.

Merzdorf, 8. Februar. Einest Pfarrers Rede am 4. d. M. wurde in Gottwitz der Arbeiter A. Peter beerdigt, der dem Zentralverband der Bauhilfsarbeiter als Mitglied angehörte. Ein Pfarrer hielt nun am Grabsteine eine Rede, in welcher er zunächst seine Bedenken aus sprach, so er dem Toten die letzte Ehre erweisen könne. Schliesslich habe er sich doch dazu entschlossen. Nicht ein Wort sprach er aber davon, daß Peter ein Opfer des Kapitalismus geworden ist und Frau und drei Kinder im tiefsten Elend zurückläßt. Der Pfarrer wies auch in seiner Rede auf die „Herrliche Reichstagsrede“ hin.

Wir bemerken hierzu: Als der Verstorbenen zur letzten Reichstagswahl Stimmentzettel für unsere Partei verteilte, war es Ihre Partei, Herr Pfarrer, die ihn zu Grunde richten wollte, indem sie ihm die Wahl stellte: Entweder anzutreten aus der Organisation oder binnen 14 Tagen das Geld zurückzahlen. Der Verstorbenen hatte nämlich 100 Mark vom Jotzthaler Darlehne bereits geliehen.

Was sagen Sie dazu, Herr Pfarrer?

Oslan, 10. Februar. Im Dienst verunglückte der 24 Jahre alte Hülfsarbeiter Paul Harms, in Oslan stationiert, dadurch, daß er sich von der Maschine, welche den Güterzug 6480 bewegte, auf der Straße am Bahnhof, welche den Stadtbahnhof zu weit hinauslag und mit dem Kopfe an einen Pfeiler des Lokomotoren schlug. Er wurde dabei von der Maschine geschleudert und erlitt eine derartige schwere Kopfverletzung, daß er nach dem Frankfurter Schiffe überführt werden mußte.

Waldenburg, 10. Februar. Selbstmord eines Kindes. In selbstmörderischer Absicht sprang in Wilmersdorf das 18 Jahre alte Schulmädchen Rauschel in einen Teich. Nur mit Mühe gelang es mehreren Arbeitern, das lebensfähige Kind vom Tode des Ertrinkens zu retten. Neben das Kostbare diesem unglückseligen Schritt verweigerte das Mädchen jede Auskunft.

Waldenburg, 8. Februar. Wurf wider Wurf. Im „Voten a. d. R.“ publiziert Kommerzienrat Eugen Hiller folgende Erklärung: „Der Gemeindevorstand zu Waldenburg hat, gegenüber der Verehrung Schaffung eine Beschränkung des Verkehrs auf den öffentlichen Wegen der Kurpromenade zugestanden. Daraus bezeugt der Gemeindevorstand, daß er wenig Wert auf die ungeschickte Denkmalsanfrage von Promenadenanlagen legt. Deswegen werde ich den der Vollendung entgegengehenden Füllner-Park, welcher dem allgemeinen Volkswohl gewidmet sein sollte, an dem gleichen Tage, an welchem die erste Beschränkung des Verkehrs auf den öffentlichen Wegen der Waldbrunner Kurpromenade verhängt wird, für alle Waldbrunner, Waldbrunner Kur- und Erholungsplätze schließen.“

Dieser Denkmalsanfrage an den Gemeindevorstand wird wohl folgen. Pf. Reichenbar, 10. Februar. Die gestrichelte Existenz der Arbeiter. Durch Erhängen machte der 74 Jahre alte Fabrikarbeiter W. Vogt seinem Leben ein Ende, als seine Frau gerade abwesend war. Vogt, der die Feldbahn mitgemacht, war schon 13 Wochen krank und lange arbeitslos. Not und Elend wogten ihn daher in den Tod getrieben haben. Das ist das Los der Armen auf der Erde.

Neunzig, 8. Februar. Die Jagd auf den Raubmörder Sternidel zeitigt allerlei Willen. Kommt da dieser Tage in das Gasthaus in Pohlshildern, Kreis Neunzig, ein Mann, kauft sich einen Korn und eine „Ruffe“ Schnaps. Während er sich sein Getränk schmecken ließ, betrachteten Gäste und Wirt den fremden Gast, der gerade kein hochgezüchtetes Fleisch aß, mit kritischem Blick. Bald war man darüber einig, daß der Biertrinker ein ganz geschickter Mensch sei, und nach einer Weile wußte man sicher, daß es sich um den verurteilten Raubmörder Sternidel handelte. Man beschloß sofort, die 1000 Mark Belohnung zu verdienen. Man fragte den Gast nach woher und wohnen, und da er keine Lust bezogte, sich ausfragen zu lassen, fielen die versammelten Scherlok-Solmes-Männer über den „Verbrecher“ her und banden ihn mit Stricken. Das Telephon wurde in Bewegung gesetzt und die Gendarmerte in Pachtwitz von dem glücklichen Gang in Kenntnis gesetzt. Im vollen Galopp kam der Pachtwitzer Wachtmeister nach Pohlshildern angelangt, um den Verurteilten in Empfang zu nehmen. Der „Verbrecher“, der alles ruhig mit sich gesehen ließ, sagte auf alle Fragen nur grinsend, man möge doch den Inspektor des Kontinents holen, der werde schon über seine Person Auskunft geben. Der Inspektor kam und — lachte und legitimierte den „Verbrecher“ als einen harmlosen Arbeiter seines Dominiums. Der Gefangene wurde natürlich sofort wieder in Freiheit gesetzt und die Pohlshilderner warteten, bis der richtige Sternidel zu ihnen kommt, um sich fangen zu lassen.

Ramslau, 10. Februar. Großfeuer. In der Nacht zum Freitag brach in der Wohnung des Erbholzeibesitzer Schott in Ramslau heftiges Feuer aus, wodurch die Stallungen in Asche gelegt wurden. Die Flammen ergriffen auch infolge des großen Sturms die Gebäude der benachbarten Friedrichschen Wirtschaft; sie stoll vollständig gerettet worden sein.

Neustadt O.S., 10. Februar. Verschwunden. Der Zigarrenfabrikant Petzsch von hier, fuhr am 29. Januar in Gesellschaftsangelegenheiten mit der Eisenbahn nach Deutsch-Rasselwitz. Dort ist er auch angekommen; seitdem fehlt jede Spur von ihm. Man nimmt an, daß ihm, als er in der Dunkelheit sich beurlaubt heimreise nach dem Bahnhofe begeben wollte, ein Unfall zugefallen sein mag.

Weichen, 8. Februar. Ein schweres Opfer dem Nimmerfakt Kapitalismus. Das Augenlicht verlor ein Arbeiterin auf der Johannabütte (Hofenloshewerle), indem ihr eine scharfe Säure ins Gesicht spritzte. Die Heilungswerte heißt Marie Maschlonta, stammt aus Pleß und ist erst 18 Jahr alt.

Groß-Strehlitz, 10. Februar. Eltern, hütet Eure Kinder. Als die Frau des Freiburgerstraße wohnhaften Arbeiters Suchanek am Mittwoch zur Arbeit ging, ließ sie ihre drei Kinder ohne Aufsicht in der verschlossenen Stube zurück. Ein fünfjähriges Mädchen kam dem Feuer zu nahe und die Kleider begannen zu brennen. Ein gerade vorbeigehender Postbeamter, der, durch den Brandgeruch aufmerksam gemacht, die Tür gewaltig erbrach, übergoß das Kind mit Wasser. Es hatte jedoch schon so schwere Brandwunden erlitten, daß es im Krankenhause heute früh gestorben ist.

Kattowitz, 8. Februar. Russische Schussfele. In Sosnowice wurde am 6. d. M. auf der Station eine Leibesdurchsuchung aller aus Kattowitz kommenden Personen vorgenommen, und zwar auf Grund einer Anzeige bei der russischen Regierung, daß von Deutschland große Mengen Waffen eingeschuggelt werden. Zwölf Browningspistolen wurden gefunden und zwei Personen verhaftet, die am gleichen Tage nach Petrikau überführt wurden.

Leobschütz, 10. Februar. Die eigene Mutter erschossen. Im nahen Pommersdorf geriet der Gärtnersohn und Fleischer Gustav Allert, der als sehr jähzornig bekannt ist, mit seiner Mutter, der geschiedenen Gärtnerfrau Josefa Allert, aus gerinnlicher Ursache in Streit und schloß in dessen Verlaufe einen Revolver auf sie ab. Die Kugel traf die Frau in die Hüfte und verletzte sie so schwer, daß sie trotz sofort angemandeter ärztlicher Hilfe noch in der Nacht starb. Allert wollte nach der Tat sich selbst erschießen, wurde jedoch davon abgeredet. Er entfernte sich dann aus dem Hause, um sich selbst der Polizei zu stellen. Er kam mit dem ersten Morgenzuge hierher und begab sich in die Weichenbauische Brauerei, wo er durch die hiesige Polizei verhaftet wurde. Er wurde in das Gerichtsgefängnis eingeliefert und der Staatsanwaltschaft davon Mitteilung gemacht. Allert ist seit Dienstag verheiratet.

Oberberg, 10. Februar. Eisenbahn-Unfall. Der nach Oberberg verkehrende Schnellzug der Rastau-Oberberger Bahn ist infolge Schneesturmes in der Station Fendhaga auf den dortigen Lastzug aufgefahren. Ein Bremser ist sehr schwer verwundet, ein Passagier leicht verletzt.

Posen, 10. Febr. Durch Großfeuer wurde gestern in der Lorenzstraße ein Mietshaus zerstört. Eine Witwe mit ihrem Kinde erlitt, eine andere Frau liegt mit ihrer Tochter an Brandvergiftung darnieder. Zwei Frauen erlitten beim Sprung auf die Straße schwere Verletzungen.

5 Pfg. Sumatra Zigarren
praktische Qualitäten, vorzüglich in Brand u. Geschmack
100 Stück 2,50 Mk., 500 Stück 12,50 Mk.
empfehlen gegen Nachnahme

Zigarren-Fabrik E. Lampke
Fabrik, Versand und Hauptgeschäft
Breslau, Rossplatz 11, am Oderthorbahnhof.
Filialen: Matthiassstraße 16, Ecke Schrotgasse.
Summersr. 155, Friedrich-Wilhelmstraße 15, Schleierstraße 77.